SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

# Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie

Oppenheimer, Franz

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**
Oppenheimer, F. (1969). Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie. In *Verhandlungen des 2. Deutschen Soziologentages vom 20. bis 22. Oktober 1912 in Berlin: Reden und Vorträge* (S. 98-139). Frankfurt am Main: Sauer u. Auvermann. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-187970

**Nutzungsbedingungen:**
*Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.*
*Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.*

**Terms of use:**
*This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.*
*By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.*

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

2. Referat von Privatdozent Dr. **Franz Oppenheimer** (Berlin)

über:

## Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie.

Meine Herren! Das Thema, das ich zu behandeln habe, fordert viel mehr Raum, als mir hier in einer kurzen Stunde zur Verfügung steht. Ich werde Ihnen daher nur Umrisse geben können und behalte mir vor, das überreiche Material später zu veröffentlichen.

Die Rassentheorie ist eine geschichtsphilosophische Lehrmeinung, die mit dem Anspruch auf der Bühne steht, den gesamten Ablauf der Weltgeschichte in ihren Hauptzügen aus den Rasseneigenschaften der sozialen Gruppen erklären zu können[1]). Als solche fordert sie von dem Soziologen eine doppelte Betrachtung und kritische Untersuchung.

Sie ist erstlich selbst eines der Objekte der soziologischen Forschung. Denn sie ist eine »Ideologie«; wollen Sie das Wort hier zunächst in seiner rein objektiven Bedeutung auffassen, der noch keinerlei Werturteil beigemengt ist; wir wollen unter dem Begriff »Ideologie« nichts anderes verstehen als die sozialpsychologischen Wertungen und Ueberzeugungen, die als Teil des »Oberbaus«, um marxisch zu reden, auf einem gegebenen materiellen Unterbau, einer gegebenen politisch-sozial-ökonomischen Grundlage ruhen. Diese Ideologien sind, darüber sind wir uns einig, als solche eines der bedeutsamsten soziologischen Forschungsobjekte. Es handelt sich um das Problem, ob über-

---

[1]) Diese Definition sollte, so dachte ich, zu keinerlei Mißdeutungen Anlaß geben können. Dennoch bin ich, wie die erregte Debatte bewies, so verstanden worden, als wollte ich jede Bedeutung der Rassen für die Geschichte leugnen. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich die ersten Absätze meines Vortrages wörtlich abgelesen habe. —

haupt zwischen Unter- und Oberbau regelmäßige Beziehungen von Ursache und Wirkung bestehen, ob sie von unten nach oben oder von oben nach unten reichen oder reziprok sind usw. So werden wir denn auch die Rassentheorie, die eine typische Ideologie ist, als eines unserer Forschungsobjekte zu betrachten haben. Wir haben zu fragen, unter welchen Umständen sie entsteht, welchen Bedürfnissen sie dient usw. Das ist eine im wesentlichen sozialpsychologische Untersuchung.

Dieser aber hat nun zweitens eine logische Untersuchung an die Seite zu treten, die Untersuchung auf den Wahrheitsgehalt der einzelnen konkreten Lehren, durch die immanente Prüfung von Prämissen und Schlußverfahren und durch die Prüfung ex consequentibus. Denn diese Theorie, obgleich ein soziologisches Objekt, tritt doch auch — und das ist ein wohl in keiner anderen Wissenschaft mögliches Geschehen — gleichzeitig als soziologisches Subjekt auf. Sie will die gesellschaftliche Entwicklung wissenschaftlich erklären, tritt mit logisch geordneten Argumenten auf den Plan und darf ihre wissenschaftliche Würdigung fordern. Diese Würdigung soll unsere erste Aufgabe sein.

Die geschichtsphilosophische Rassentheorie tritt, wie gesagt, mit dem Anspruch auf, den gesamten Gang der Weltgeschichte aus ihrem einen Prinzip der verschiedenen Rassenbegabung erklären zu können. Es gibt Sachkenner genug, die ihr jede Berechtigung absprechen und behaupten, auch der Neger und Papua hätten bei ungestörter Weiterentwicklung aus eigenen Kräften die Höhe der Kultur ersteigen können. So weit wollen wir unser Thema nicht stecken; lassen wir die Frage offen, ob Neger, Papua und Indianer der Tierheit dauernd näher stehen als wir; kommen wir dem Examinanden sogar so weit entgegen, daß wir die Frage nach der Kulturfähigkeit der gelben Rasse aus der Diskussion ausscheiden, trotz des sehr unbequemen Postens Japan in der Bilanz — dann bleibt das übrig, was wir in überheblicher pars pro toto die »Weltgeschichte« zu nennen pflegen, die Entwicklung der weißen Rasse, und hier heißt es dann: hic Rhodus, hic salta! An diesem Prüfstein hat sich die Lehre zu bewähren; sie darf nicht versuchen, mit Neger- und Kuli-Argumenten sich zu drücken.

Der erste wissenschaftliche Schöpfer einer Rassentheorie war der Graf Gobineau, ein französischer Diplomat und Dichter

von hohem Rang, dessen »Renaissance« und »asiatische Novellen« zu den Schätzen der Weltliteratur gehören. Er stammte von südfranzösischen Stadtpatriziern ab; da aber seit St. Simon die — übrigens sehr wenig vertrauenswürdige — Theorie in Frankreich viel Ansehen genoß, daß der dortige Adel aus Germanenblut und die populace aus Kelto-Romanenblut stamme, so erhob er sich durch eine überaus kühne genealogische Konstruktion selbst zum Odinsprossen und wurde dadurch zum ersten Opfer einer Geisteskrankheit, die kurz vorher in dem Enthusiasmus der napoleonischen Zeiten in Deutschland ausgebrochen war, der Germanomanie. Ich glaubte, das Wort geprägt zu haben, es stammt aber schon aus dem Jahr 1815, ist der Titel einer kleinen satirischen Schrift, in der Saul Ascher aus Berlin den Teutschtümler Adam Müller und die christlich-deutsche Tafelgesellschaft verspottet[1]). Dank dieser Germanomanie ist Gobineau in dem vorwiegend keltomanischen Frankreich als Soziologe zu einer komischen Figur geworden, während er in gewissen Kreisen Deutschlands umgekehrt natürlich als Weltgenie ausgerufen wird.

Diese Monomanie hat die wunderbarsten Blüten getrieben. Wo in der Welt irgend ein Genie oder ein kriegerischer herrschbegabter Stamm auftaucht, wird er als germanisch, mindestens als arisch ausgerufen. Daß die Führer der Türken zum großen Teile den aus geraubten Christenkindern gebildeten Janitscharen entstammen, ist noch die mildeste Behauptung. Woltmann wittert sogar in den Inka, ja selbst (nach Gumplowicz Gesch. d. Staatstheorien p. 548) in den Herrschern von Tahiti »europäisches Erobererblut«. Und er macht Ramses den Großen zum Nordarier, weil er blondes Haar habe. Ich habe die Mumie gesehen, sie hat allerdings einen spärlichen Rest flachsartiger Haare; wäre nicht Woltmanns Autorität, so hätte ich vermutet, daß das vielleicht schon ergraute Haare des großen Pharao durch die Mumifizierungsmittel gebleicht worden sei. Difficile est, satiram non scribere!

Gerade jetzt hat der heitere Plan einer germanisch-eugenischen Zuchtanstalt, einer Art von Menschengestüt, die Oeffentlichkeit amüsiert. Er geht wie viele der schlimmsten Tollheiten, auf Vacher de Lapouge zurück.

---

[1]) »Germanomanie«, Skizze zu einem Zeitgemälde zit. nach S. Rahmer: »H. v. Kleist als Mensch und Dichter«. Berlin 1909.

Züchterische Bestrebungen müssen diesen Theoretikern ja überhaupt nahe liegen; auch Schallmeyer, Driesmans in seinen »Wahlverwandtschaften« u. a. träumen von einer Verbesserung der Rasse durch zweckmäßige Zuchtwahl in der Ehe, wie auch der Nibelungen-Dichter Jordan in seinem seltsamen Roman »Zwei Wiegen« ähnlichen Bestrebungen Ausdruck gegeben hat; selbstverständlich sind diese Ideen, wenn auch Einwänden ausgesetzt, nicht mit den oben genannten Tollheiten in einem Atem zu nennen.

Kommen wir nun zu Gobineau zurück, dem wir als dem ersten Vertreter der Rassentheorie der Weltgeschichte etwas mehr Raum geben müssen.

Das Gobineausche Buch über die Ungleichheit der Menschenrassen ist interessant genug, das Werk eines geistreichen, belesenen und sogar scharfsinnigen Mannes. Es betrachtet die gesamte Weltgeschichte als das Resultat eines Rassenkampfes zwischen niederen und edlen Rassen. Die edleren Rassen, denen allein das Geschenk staatenbildender Kraft verliehen ist, unterwerfen kraft ihrer Herrschertugenden die unedlen Rassen und gründen mächtige Reiche, die eine Zeitlang blühen, dann aber mit verhängnisvoller Geschwindigkeit welken und dahinsinken, und zwar ausschließlich durch den Verfall der Herrscherrasse, der sich im wesentlichen durch zwei Umstände vollzieht. Erstens durch Bastardierung: die Männer der Herrenrasse verschmähen es nirgends, sich mit den Frauen der beherrschten Rasse zu vereinigen, und so entsteht eine meist sehr zahlreiche Schicht von Bastarden, die dem väterlichen Blut in ihren Adern eine höhere Kraft und Staatsbegabung verdanken. Werden sie ohne weiteres, wie es zuweilen geschieht, in den Herrenstand mit aufgenommen, so sinkt er durch die Mischung mit dem unedlen Blut. Bleiben sie, wie es häufiger geschieht, von dem Herrenstand ausgeschlossen, so werden sie, dank ihrer höheren Begabung, die Führer der unterworfenen Volksmasse gegen die Herren. Dieser Rassenkampf oder Klassenkampf im Innern der Reiche muß schließlich zur Vernichtung der Herrschaft der Edelrasse führen, weil das Verhältnis der Zahl für sie ein immer ungünstigeres wird, und das ist der zweite Grund für den Verfall der Reiche. Denn erstens vermehrt sich die Edelrasse nicht mit der Geschwindigkeit wie die »kaninchenhaft« sich vermehrende beherrschte Schicht — die Fabel von der Löwin, die nur ein Junges zur Welt

bringt, ist eine echt aristokratische Klassenfabel —. Und zweitens ist die Lebensbedrohung der Herrenklasse im Felde eine viel größere als die der gemeinen Masse. So verfällt das Reich allmählich und wird zur Beute eines neuen Volksstammes der hohen Rasse, der mit ungemischtem Blute und daher ungebrochener Kraft aus der Steppe oder Wüste hervorbricht. So schichtet sich Reich über Reich, bis zuletzt das Reservoir der adligen Völker reinen Blutes erschöpft ist. Den Gang der Geschichte schildert Gobineau derart, daß erst die Gelben die Schwarzen unterwerfen, daß dann die Weißen die Kultur zu noch höherer Stufe emporführen, bis schließlich das reinste, edelste, höchststehendste Volk, das der Planet erzeugt hat, die Germanen, die Bühne betreten. Aber auch dieses Edelvolk verliert seine Rassen- und Blutreinheit, bastardiert sich und sinkt. Das Rassenchaos verschlingt gleich einer Sintflut alle Kultur, die Götterdämmerung ist hereingebrochen. — Denn nun ist kein Volk mehr auf dem Planeten zu entdecken, das die Kulturlast der Germanen auf seine Schultern nehmen könnte, und so muß alle höhere Menschlichkeit im Weltenbrande zugrunde gehen.

Diese Theorie hat also unzweifelhaft etwas Bestechendes, und man konnte sie zu ihrer Zeit immerhin als eine wissenschaftliche Leistung gelten lassen. Heute ist das nicht mehr möglich.

Zunächst wurde es nämlich unzweifelhaft klargestellt, daß die Sprache nichts für die Rasse beweist; das war im ersten Enthusiasmus über die Erfolge der jungen Sprachvergleichung, namentlich den Nachweis der indogermanischen Sprachgemeinschaft, übersehen worden. Man mußte sich eingestehen, daß die Völker schon zu der Zeit, wo sie zum ersten Male die historische Bühne betraten, so gut wie immer aus verschiedenen ethnischen Elementen gemischt sind, um gar nicht von der überaus starken Durchmischung der entwickelten historischen Nationen, der späten Römer, der Franzosen, der Engländer, der mindestens aus Slaven, Kelten und Germanen gemischten Deutschen, oder von den Juden zu sprechen, die immer noch, neuerdings von Sombart, als eine seit uralter Zeit, seit mindestens der Wüstenwanderung, einheitliche, und zwar semitische Rasse angesprochen werden, weil sie ursprünglich eine semitische Sprache besaßen, während doch sicher scheint, daß sie schon zur Zeit ihrer Seßhaftigkeit in Palästina aus mehreren völkischen Elementen gemischt waren: echten Semiten, He-

thitern und vielleicht »Ariern«; wenigstens nimmt das Chamberlain an.

Max Müller (Vorlesungen über die Sprachwissenschaft, I. VIII. Vorl.) spricht sein Bedauern darüber aus, daß man Sprachwissenschaft und Ethnologie in Zusammenhang gebracht habe. »Die Sprachwissenschaft«, sagt er, »und die Ethnologie litten beide darunter, daß man sie nicht genug voneinander schied. Die Klassifikation der Sprachen und der Rassen sollte voneinander ganz unabhängig sein. Denn Menschenrassen wechseln ihre Sprachen; dafür liefert uns die Geschichte Beispiele genug; eine Rasse kann sich verschiedener Sprachen bedienen und verschiedene Rassen können dieselben Sprachen sprechen«[1]).

An anderer Stelle (cit. in Hertz »Moderne Rassentheorien« p. 68 ff.) sagt er: »Für mich ist ein Ethnologe, der von »arischer Rasse«, »arischem Blut«, »arischen Augen und Haaren« spricht, ein ebenso großer Sünder wie ein Sprachforscher, der von einem dolichokephalen Wörterbuch oder einer brachykephalen Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung — ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern rede, so meine ich ... einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen.« R. Hartmann sagt, er halte die »Arier« nicht für ein Urvolk, sondern für eine Erfindung der Studierstube.

Diese Erkenntnis, daß die Sprachgemeinschaft nicht auf Rassengemeinschaft schließen läßt, stellte dem rassengläubigen Germanomanen eine schwere Aufgabe. Es handelte sich darum festzustellen, welchem Urbestandteil der völkischen Mischung das einzelne geschichtlich wirksam gewordene Individuum, die einzelne wichtige Gruppe entstammt, ganz oder doch der Hauptsache nach. Dabei war zu finden — thema probandum der Gruppen-Ideologie —, daß alle bedeutenden Männer von Verdienst und Erfolg Germanen, mindestens Arier gewesen sind, während die Gegner als Nicht-Germanen, womöglich sogar als Nicht-Arier zu entlarven waren.

Diese Aufgabe zu lösen, suchte man zuerst nach leiblichen, somatischen »guten« Kennzeichen im Sinne der Zoologie, nach einem Kennzeichen, das so sicher gestattet, den Edeltypus aus dem Rassengemenge herauszufinden, wie es etwa die Hautfarbe

---

[1]) Gumplowicz, Allgemeines Staatsrecht p. 67.

und die blauen Halbmonde der Fingernägel angeblich gestatten[1]), Abkömmlinge von Negern aus einer reinblütig weißen Bevölkerung herauszufinden und den Grad ihrer Bastardierung zu bestimmen.

Daß solche »guten Kennzeichen« existieren müssen, daran haben die Rassefanatiker von jeher wie an ihre Existenz geglaubt. Hans Delbrück berichtet, daß die ersten französischen Anatomen sehr erstaunt gewesen sind, so gar keine Unterschiede des Baus zwischen aristokratischen und plebejischen Leichen entdecken zu können. Der Adel selbst war wahrscheinlich noch viel erstaunter darüber.

Nun, ebensowenig wie Klassenmerkmale konnte die anatomische Wissenschaft Rassenmerkmale finden, die zwischen den Angehörigen des gleichen Volkes zu unterscheiden erlaubten. Man hat alles untersucht, und alles hat versagt.

Die Farbe der Augen und Haare beweist für das einzelne zu bestimmende Exemplar so gut wie nichts, abgesehen davon, daß es sich hier um eine besonders labile Eigenschaft zu handeln scheint, die sehr stark von dem Milieu abhängt; es scheint, daß bei längerem Leben in städtischen Verhältnissen, wo Sonne und Wind viel weniger stark einwirken, die Neigung zu dunklerer Pigmentierung besteht. Auch die Körpergröße ist kein sicheres Symptom: wir wissen, daß bei kräftiger Ernährung die Durchschnittsgröße steigt, bei elender Ernährung herabgeht, beim Menschen nicht anders als beim Haustier. Wir kommen auf diesen Punkt noch einmal zurück.

Wie mit der Körpergröße, so ist es mit allen anderen körperlichen Eigenschaften, die man untersucht hat. Es läßt sich kein »gutes Kennzeichen« auffinden.

Sogar eine sehr minutiöse Untersuchung, die sich auf das populärste aller Rassenmerkmale, die Judennase, richtete, hat trotz aller Sorgfalt der äußeren und inneren Messung keine verwertbaren Kennzeichen herausbringen können.

So hat sich denn diese Theoretik zuletzt auf ein einziges körperliches Symptom zurückziehen müssen, das der Schädelform. Nach der orthodoxen Lehre zeichnet sich die Edelrasse der Arier und namentlich der Germanen, durch eine ausgesprochene Dolichokephalie, Langköpfigkeit, aus, während der

[1]) Auch dieses Kennzeichen trügt, wie Experimente von Dr. Pearce Kintzing erwiesen haben. (American Medicine, Juli 1904, zit. a. Finot p. 379.)

Index der unedlen Rassen Mesokephalie, Brachykephalie und sogar Hyperbrachykephalie, Kurzköpfigkeit aufweist. Das soll nun das Kennzeichen sein, an dem die Germanen und die vorwiegend germanischen Mischlinge aus der Völkermischung herausgefunden werden können.

Leider steht es auch damit sehr schlimm. Schon die Methode ist so unsicher [1]), daß die Messungen zweier verschiedener Beobachter gar nicht mit Sicherheit zusammengenommen werden dürfen. Aber viel schlimmer ist folgendes:

Die Rassengläubigen gehen von dem axiomatisch postulierten, geradezu durch eine petitio principii gewonnenen Satze aus, daß der Schädel ein konstantes Rassezeichen ist, durch nichts verändert werden kann als durch Rassenmischung. Danach werden die Tatsachen gedeutet. Wenn z. B. als festgestellt betrachtet wird, daß in den alten europäischen Reihengräbern sich um so mehr langköpfige Schädel finden, je älter, und um so mehr kurzköpfige, je jünger die Gräber sind, dann ziehen diese Theoretiker daraus den Schluß, daß die ursprünglich rein arische edle Bevölkerung des homo europaeus septentrionalis sich mehr und mehr mit dem unedlen kurzköpfigen homo alpinus gemischt habe. Der Schluß steht und fällt mit der Voraussetzung der Schädelkonstanz [2]).

Diese Voraussetzung ist durch nichts bewiesen, ja, sie ist sogar durch eine ganze Reihe von Tatsachen als mindestens verdächtig, wenn nicht als ganz falsch erwiesen. Virchow sagt nach Brehmer [3]), daß »die besonders kräftige Ausbildung des Kauapparates der Grund sein kann für eine allmähliche Umgestaltung des ganzen Schädels. Um Raum für den Ansatz der Kaumuskeln, welche an der Seite des Schädels liegen, zu schaffen, soll der Schädel der Eskimo innerhalb großer Zeitläufe die ausgesprochene Langform angenommen haben«. Wenn das wahr ist, und es ist vom physiologisch-anatomischen Standpunkt sehr

---

[1]) Nach Manouvrier. (Finot p. 88.)

[2]) Nährwert und Geldwert unserer Nahrung p. 28.

[3]) Diese Voraussetzung scheint darauf zu beruhen, daß sich bei gewissen sehr abgeschlossen lebenden Bergvölkern namentlich des Kaukasus, nach anthropologischen Untersuchungen die Schädelform in Jahrtausenden sich nicht verändert hat. Nehmen wir die Tatsache als gegeben, — beweisen tut sie nichts. Denn hier sind eben auch alle Verhältnisse des »Milieu«, nicht nur das Klima, sondern auch die soziale Verfassung und Wirtschaft während dieser Zeit unverändert geblieben; es fehlte also jede Ursache für eine Variation der Schädelform.

wahrscheinlich, dann würde nicht nur die Menge und Güte, sondern auch die Art und Bereitung der Nahrung mächtig auf das Skelett, namentlich den Schädel einwirken. Die Langform des Schädels ebenso wie der Prognathismus der Urvölker wäre auf die Muskelarbeit beim Kauen roher Nahrung zu beziehen, und die Abnahme der Langschädel in jenen Gräbern könnte leicht erklärt werden dadurch, daß mit fortschreitender Kultur jene Gräberstämme zu gekochter, leichter kaubarer Nahrung übergegangen sind. Ebenso leicht ist möglich, daß die Schädelform, wie so viele andere körperliche Eigenschaften, sich dem geographischen und vielleicht sogar dem sozialen Milieu anpaßt: die Tatsache, daß Bergvölker in der Regel kurzköpfig sind, könnte als eine der bekannten Korrelativ- und Kompensations-Varianten auf die Anpassung an das Bergsteigen und das Bergklima, den breiteren Thorax, das hämoglobinreichere Blut, das stärkere Herz usw. zurückgeführt werden.

Alle diese Dinge werden von den Kraniometristen überhaupt nicht in die Debatte gezogen. Für sie ist die Konstanz der Schädelform ein Dogma, an dem nur ein Ketzer zweifeln darf. Ein wunderlicher Heiliger, wie Ammon, baut eine ganze Soziologie, nämlich eine volle Geschichts- und Wirtschaftsphilosophie, auf diesem unsicheren Fundament auf. Die eigentlichen Fachkenner verhalten sich, soweit ich sehen kann, durchaus ablehnend. Eine kleine Blütenlese aus sehr großem Material.

Johannes Ranke, wohl unser bester Anthropolog, schreibt[1]: »Die langköpfigsten Rassen sind die »edlen« Typen der Australneger, Eskimo, Kaffern, Polynesier, Abessinier usw. usw. Zahlreiche Autoren nehmen an, daß das Gebirgsleben Brachykephalie begünstigt. Durch Messungen an aus verschiedenen alten Gräbern stammenden Schädeln und jetzt lebenden Typen ist konstatiert worden, daß auch bei den Aegyptern und Juden der kurze Schädel den langen verdrängt hat. Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Veränderung überall Rassenmischung zugrunde liegt. Auch Krankheiten, wie z. B. die Rhachitis, an der in den Großstädten ein Drittel aller Kinder leidet, bewirken Schädeldeformationen.«

Kruse (a. a. O.) lehnt die Schlüsse Ammons und der Seinen als aus willkürlichen Voraussetzungen abgeleitet, völlig ab, bezeichnet sie als »zweifelhafte Spekulationen, die sogar wenig

---

[1]) Der Mensch p. 211. 213.

wahrscheinlich sind«. »An sich ist es schon wenig wahrscheinlich, daß sich die von Anfang an kinderreichen germanischen Völker, die jetzt schon mehrere andere Erdteile bevölkert haben, von anderen so leicht hätten überwuchern lassen. Die Kurzköpfe sind noch vor tausend Jahren nur in kleinen Prozentsätzen vertreten gewesen, später hat natürlich durch Einwanderung und Kriege eine Beimischung fremden Blutes stattgefunden, aber auch diese kann nicht sehr erheblich gewesen sein.«

Fr. Hertz führt aus[1]: »Es steht fest, daß insbesondere die Kaumuskeln einen großen Einfluß auf den Gesichtsschädel ausüben, ein Einfluß auf den Gehirnschädel ist sehr wahrscheinlich. Man bedenke, welch große Leistungen heute noch das Gebiß ausübt, nachdem wir nicht mehr, wie der Naturmensch, rohe und zähe Nahrung mit den Zähnen bewältigen müssen; das Aufbeißen eines Fruchtkerns bedeutet einen Druck von mehreren Zentnern. So wird das breite oder schmale Gesicht und damit einer der wichtigsten Rassencharaktere sehr erheblich durch die Nahrung bedingt. Neuerdings hat Nyström-Stockholm die auf den Schädel wirkenden Faktoren untersucht. Als solche bezeichnet er den Druck des Gehirns und Blutes, den er experimentell feststellt, und der den Schädel nach dem Pascalschen Prinzip in die Breite zu drängen sucht. Andererseits wirkt der Zug der Nackenmuskeln, den eine vorgebeugte Haltung erzeugt, auf die Streckung des Schädels in die Länge. Der Einfluß der Geburt auf die Schädelform sei nur erwähnt. Durch Resorption von Knochenmassen an der Innenfläche und Apposition neuen Stoffes außen bleibt der Schädel lange Zeit erweiterungsfähig. Körperliche Arbeit, die eine Anspannung der Nackenmuskeln bedingt, wird also auf Dolichokephalie hinwirken, die Maschinenverwendung, die den Arbeiter aus der gebückten Haltung befreit und aufrecht stehen läßt, kann so, wie Nyström ausführt, eine wesentliche Aenderung der Schädelform herbeiführen. Andererseits muß eine erhöhte Gehirntätigkeit natürlich eine Tendenz zur Brachykephalie bewirken. Tatsächlich fand Nyström durch Messungen an 500 Schweden (die nach Ammon rein dolichekephale Germanen sein sollen), daß die höheren und gebildeten Klassen einen viel größeren brachykephalen Prozentsatz haben als die niederen und ungebildeten. Von 100 Dolichokephalen

[1]) Soz. Mon.-Heft. 1902, II. Bd. Mod. Rassentheorien, p. 962 ff.

gehörten 76,6 den niederen, 23,5 den höheren Klassen an; von ebensoviel Brachykephalen aber nur 41,6 den Ungebildeten und 58,4 den Gebildeten. Hochgradige Brachykephalie fand Nyström bei 27 höher Gebildeten und 8 anderen, hochgradige Dolichokephalie bei nur 3 Gebildeten gegenüber 8 Mindergebildeten. Auch stellt Nyström fest, daß die Brachykephalen in größerer Menge aus den niederen in höhere Stände übergehen; natürlich kann man auch sagen, daß sie bei diesem Uebergang erst brachykephal werden. Dies ist eine direkte Widerlegung der Ammonschen Theorie. Dieselbe Tendenz scheint sich übrigens auch an den Schädeln großer Männer bemerkbar zu machen. Napoleon, Bismarck, Laplace, Pascal, Raffael sind einige Beispiele von Rundköpfen, Schillers Schädel mit seinem Index von 84 ist beinahe schon hyperbrachykephal (die Hyperbrachykephalität beginnt bei 85), und Kant mit seinem Index von 88 wird nur von den beinahe kreisrunden Schädeln der Altperuaner und einiger Tiroler übertroffen.

Der Uebergang zur höheren Kultur scheint also die brachykephale Tendenz entschieden zu begünstigen, ohne daß wir genötigt sind, überall Rassenmischungen zu sehen.«

Um dieses tragikomische Kapitel zu schließen, will ich noch mitteilen, daß nach Zeitungsnachrichten es gelungen sein soll, dolicho- und brachykephale Menschen nach Wunsch zu fabrizieren. Je nachdem man die Neugeborenen auf der Seite oder auf dem Rücken liegen läßt, gibt es danach Lang- oder Kurzschädel; in einer Geburtsklinik soll der Professor auf diese Weise von zwei Zwillingsbrüdern dem einen den »edlen« Typus der Nordeuropäer, Neger, Eskimo etc., dem anderen den unedlen Typus Schillers und Kants beigebracht haben. Ob daraufhin bereits eine Klage gegen den Sünder wegen Kunstfehlers eingeleitet worden ist, weiß ich nicht zu vermelden.

Danach wäre es möglich, daß sich Dolichokephalie oder Brachykephalie ausbildet, je nach der Gewohnheit der Mütter eines bestimmten Volkes, ihre Säuglinge zu betten und herumzutragen. Uebrigens ist es weit bekannt, daß bei manchen Wildstämmen, so z. B. bei manchen Nordindianern, die Kopfform Sache der Mode ist: die Mütter sorgen durch Einschnüren in Bretter und dgl. dafür, daß ihr Säugling die moderne, für schön oder edel gehaltene Kopfform erhält.

Trotzdem alle diese Dinge längst publici juris sind, exi-

stieren sie für Ammon, Lapouge und die Ihren noch immer nicht. Mit Ammon sich zu beschäftigen, dürfte sich für eine wissenschaftliche Gesellschaft erübrigen, nachdem Ferd. Toennies ihn ein für allemal erledigt hat; was aber selbst vernünftigere Autoren unter dem Banne solcher Gruppenideologien fertig bekommen, dafür möchte ich Ihnen aus einem Werke des verstorbenen Ludwig Woltmann »Die Germanen in Frankreich« einiges beibringen dürfen: Woltmann legt das Hauptgewicht seiner Untersuchungen in diesem Bande auf die Ausgestaltung einer im Keime auch schon früher angewandten Methode, nämlich auf die Zuteilung der führenden Genies der Kulturvölker zu einer der drei hypothetischen Rassen, aus denen die europäischen Völker sämtlich schon in vorhistorischen Zeiten zusammengemischt sein sollen, des homo mediterraneus, des langköpfigen Brünetten; des homo alpinus, des kurzköpfigen, klein gewachsenen Brünetten, und des homo europaeus, des hochgewachsenen langköpfigen Blonden. Aus Portraits, zeitgenössischen Beschreibungen usw. will er den Typus dieser meist längst verstorbenen Männer, deren Schädel unglücklicherweise nur in den seltensten Fällen noch der kraniometrischen Untersuchung zugänglich sind, mit solcher Sicherheit feststellen, daß ihre Zuordnung zu einer jener drei Rassen möglich ist. Es wäre das selbst dann fast unmöglich, wenn derjenige, der diese Untersuchung heute anstellt, mit der vollen Unbefangenheit des Forschers an sein Material heranträte, dem es ganz gleichwertig ist, ob das oder das Ergebnis herauskommt. Denn man braucht z. B. bloß die Fülle der Goethe-Portraits zu vergleichen, um zu sehen, wie ungeheuerlich schwer es ist, das Aussehen eines Verstorbenen nachträglich zu rekonstruieren; und es mag in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen werden, daß es sich eben gerade jetzt als unmöglich erwiesen hat, durch Umfrage bei seinen sehr zahlreichen noch lebenden Bekannten mit Sicherheit herauszubekommen, von welcher Farbe der berühmte Schnurrbart Napoleons III. gewesen ist. Aber selbst wenn diese Schwierigkeiten nicht gegeben wären: einem Rassentheoretiker geht jene notwendige Objektivität, trotz größter subjektiver Gewissenhaftigkeit, völlig ab. Er hat den Wunsch, daß irgend jemand, den er aus Gründen seiner persönlichen Weltauffassung für einen besonders hervorragenden Mann hält, der von ihm vor allem verehrten Rasse angehöre; und aus diesem Grunde

deutet er Bild und Ueberlieferung unwillkürlich so, daß das gewünschte Resultat herauskommen muß. Ein einziges Beispiel sei angeführt: für Woltmann ist Napoleon Bonaparte unzweifelhaft ein Mitglied der nordeuropäischen Eroberrasse, eine Ansicht, die er durch genealogische Studien zu stützen sucht, über deren Gewißheit er sich wohl selbst keinen Täuschungen hingegeben haben dürfte. Daß »dieser kleine fette Korse« dem von ihm selbst präkonisierten Edeltyp des homo europaeus nicht im mindesten entsprach, muß er natürlich selbst zugeben; aber er hilft sich damit, daß er das Vorkommen besonders »graziler« Varianten dieser Edelrasse supponiert. Mir erscheint das besonders charakteristisch. Die scheinbar feste anthropologische Grundlage dieser Theoretik erhält so viel willkürliche Ausnahmen von den Regeln, daß schließlich alles beweisbar wird. Wenn ein Fanatiker des homo alpinus oder mediterraneus aufträte, so könnte er mit genau derselben Methode und mit genau derselben wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit einen sehr großen Prozentsatz der von Woltmann als nordeuropäisch beanspruchten Genies als zu seiner eigenen Lieblingsrasse gehörig erklären.

Während sich dieser Bankerott der anthropologisch und kraniometrisch vorgehenden Germanomanie unaufhaltsam vollzog, hatte noch eine zweite wichtige Erkenntnis sich durchgesetzt, die das Gobineausche Gedankengebäude noch stärker erschütterte: der Urbegriff, mit dem er operierte, hatte sich mit ganz neuem, ja entgegengesetztem Inhalt gefüllt. Für ihn, der noch in der vor-darwinschen Zeit lebte, war die »Rasse« ein A n f a n g, für uns bedeutet sie heute ein E n d e.

Gobineaus Auffassung war noch beherrscht von der Ueberzeugung, daß jede Art, jede Varietät, jede »Rasse«, jede für sich, durch einen eigenen Schöpferakt fertig in die Welt gestellt sei, mit ganz bestimmten Eigenschaften des Körpers und der Seele. Es war im Geiste seiner Zeit und vom Standpunkte der damaligen Wissenschaft durchaus einwandfrei, wenn Gobineau annahm, daß auch die menschlichen Rassen, jede für sich, als »gute Art« durch einen solchen Schöpferakt entstanden seien, und so konnte er nicht nur Neger, Gelbe und Weiße, sondern auch Gräkoitaliker, Kelten, Germanen und Slaven als eigene, wohl charakterisierte, leiblich und geistig durch »gute Kennzeichen« voneinander geschiedene, von Anfang an differente Rassen auffassen.

Diese Grundlage seines Denkens ist heute geschwunden. Unsere ganze Zeit wird beherrscht von dem Gedanken der Entwicklung: unerschütterlich fest steht uns die Tatsache, daß Arten, Varietäten und Rassen nicht durch je einen eigenen Schöpferakt entstanden sind und sich seitdem als unveränderlich und unverändert erhalten haben, sondern daß eine aus der anderen durch langsame Entwicklung entstanden ist. Das gilt auch für die Menschenrassen; auch sie sind kein Anfang, sondern ein Ende, auch sie sind nicht unveränderlich, sondern im höchsten Maße bildsam und anpassungsfähig.

Dieser neuen Erkenntnis gibt Albrecht Wirth, der nur in sehr begrenztem Sinne den Rassenphilosophen zugerechnet werden darf, in seinem Buche »Volkstum und Weltmacht« die Formel. Für ihn ist die Rasse nichts rein Naturgegebenes, sondern ein Produkt von leiblichen Anlagen, geistiger Kultur und Einflüssen der natürlichen klimatischen Umgebung, und zwar vermutet er, daß die Bildung einer Rasse in diesem Sinne nicht Jahrtausende, sondern zumeist nur wenige Menschenalter erheischt. Dafür sind ihm Yankees und Buren Beispiele: »Die Entstehung dieser Völker weist darauf, daß der Ursprung eines Volkes und einer Rasse nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklungsreihe liegt. Rasse wird gezüchtet. Sie entsteht durch Zusammensetzung und Mischung, sowie längere Isolierung des Mischungsergebnisses. Es gibt weder Urrassen noch Ursprachen. Rasse ist beständig im Fluß, rastlose Umbildung ist ihr Lebensgesetz; ähnlich den Elementen, die fast nie ungemischt vorkommen, findet sich so gut wie nirgends eine ganz reine Rasse. Eine solche ist lediglich Postulat unseres Denkens« (S. 7).

Aehnlich sagt Ratzenhofer [1]: »Wir sprechen also von einer besonderen Rasse dort, wo sich die ererbten Anlagen, durch das inhärente Interesse geleitet, den konkreten Lebensbedingungen in der Generationenfolge und unterstützt durch Auslese derart angepaßt haben, daß eine gewisse Harmonie zwischen Anlagen und Lebensbedingungen besteht, und wo sich durch Inzucht die Anlagen derart gefestigt haben, daß sie der Einwirkung geänderter Lebensbedingungen relativ dauernd widerstehen.«

---

[1]) Soziologie p. 37.

Dieser neue Begriff der »Rasse« stammt uns aus den Erfahrungen der Züchter an Pferde-, Rinder-, Hunde-, Tauben-, Rosenrassen usw. Der Züchter weiß, wie sie entstehen, denn er macht sie selbst. Eine Rasse entsteht dadurch, daß man ausgewählte Eltern miteinander kreuzt, von dem Nachwuchs die geeignetsten Exemplare auswählt, wieder miteinander kreuzt usw., bis diejenigen Eigenschaften wohl ausgebildet sind, deren Erzielung der Zweck des Züchtungsvorganges gewesen ist. Es ist bekannt, daß die lebende Substanz so plastisch ist, daß die unglaublichsten Variationen in verhältnismäßig kurzer Zeit erzielt werden können. Man kann Pferde auf Zugkraft oder Geschwindigkeit, Hunde auf Größe oder Kleinheit, bestimmte Färbung und bestimmte Eigenschaften z. B. Jägereigenschaften, Tauben auf fast jede beliebige Form und Farbe züchten usw. Die Bedingungen sind immer dieselben: geeignete Auswahl der Eltern und Isolierung der Zuchtprodukte gegen die Kreuzung mit solchen Exemplaren, die die gewünschten Eigenschaften nicht besitzen.

Hieraus ist es klar, daß Menschenrassen nur dann zu bestimmten charakteristischen Eigenschaften des Leibes und der Seele gelangen können, wenn die Natur oder die Geschichte selbst als Züchterin beiden Postulaten genügt.

Aber beide Postulate sind in der freien Natur viel schwerer zu erfüllen als im Garten oder Stall des Züchters. Schon die Auswahl der Eltern ist unverhältnismäßig schwieriger, denn die Natur hat auch die weniger »edlen« Wesen mit leistungsfähigen Zeugungsorganen versehen, deren sie sich rücksichtslos bedienen, wenn kein menschlicher Wille vorhanden ist, der sie abschließt, tötet oder der Organe beraubt. Und aus demselben Grunde ist es unverhältnismäßig schwieriger, die schon einmal durch irgendwelchen Zufall erreichte Veredelung der Rasse vor ihrer Wiederzerstörung durch die Panmixis zu bewahren.

Um diesen Schwierigkeiten gedanklich auszuweichen, haben einige neuere Rassentheoretiker eine Konstruktion ersonnen, die an Kühnheit der Phantastik Jules Verne weit hinter sich läßt. Sie benutzen die Eiszeit als Deus ex machina. Die Vorstellung ist die, daß eine Gruppe der primitiven Menschen, die noch sehr tief in der Kultur standen, durch die erste Eiszeit in einem Polargebiet abgeschlossen worden seien; hier habe die Härte und Rauhigkeit des Klimas, die Schwierigkeit der Lebens-

fürsorge die schlaffen und schwachen Elemente vernichtet und nur die besten und stärksten, energischsten und tatkräftigsten übrig gelassen. Da die Eisbarre das Eindringen der südlichen Verwandten Tausende von Jahren wirksam verhinderte, so hat sich hier allmählich in der glücklichen Isolierung eine höhere Rasse mit festen guten Kennzeichen entwickelt, die dann, ganz wie bei echten Zuchtrassen, stabil, konstant blieben. So entstand aus der schwarzen, noch sehr affenähnlichen Urrasse die gelbe Rasse. Die zweite Eiszeit schloß dann wieder einen Teil der gelben Rasse ab und züchtete sie zur weißen Rasse, und schließlich entstand durch die dritte Eiszeit die Rasse der Rassen, die Edelblüte der Menschheit, die Germanen.

Das Gute bei dieser ganzen Theorie ist nur das, daß sie uns die Hoffnung übrig läßt, es könne auch noch nach den Germanen eine noch edlere Rasse von Nietzscheschen Uebermenschen entstehen. Denn die Möglichkeit, daß noch einige Eiszeiten kommen, ist ja, gottlob, nicht gänzlich ausgeschlossen.

Wollte man selbst dieser baren Phantasterei allen Kredit gewähren — über die große Schwierigkeit hilft auch sie nicht fort, wie es möglich sein soll, aus dem Völkergemisch die edlen Elemente herauszufinden. Darum sind denn auch die Eiszeitler, soweit ich sehen kann, immer noch Vertreter der anderen Phantasterei von der Schädelkonstanz und der diagnostischen Beweiskraft der Dolicho- bzw. Brachykephalie.

Aber sie haben nur noch wenig Kredit. Die Führerschaft der Germanomanie ist übergegangen auf einen Mann, der klug genug war, die völlig zusammengeschossene Bastei der Kraniometrie aufzugeben, auf Houston Stuart Chamberlain. Er gibt mit Resignation zu »von der anatomischen Wissenschaft sei nur wenig nützliche, für das praktische Leben verwertbare Belehrung zu erwarten«, und operiert nur noch nebenher, zur Unterstützung sozusagen, mit den lieben alten anatomischen Kennzeichen. Das Hauptgewicht aber legt er auf seelische, psychologische Kennzeichen.

Die Theorie ist, trotzdem Chamberlain in der Frage der »Rasse« sich den modernen Anschauungen zuneigt, der Gobineauschen außerordentlich ähnlich. Die Weltgeschichte zeigt auch ihm, daß es eigentlich nur eine kulturtragende historische Rasse gibt, eben den »homo europaeus«, den Arier; und daß wieder innerhalb dieses engeren Kreises der Menschheit ein engster

als besonders hochgezüchtetes Vollblut sich abhebt, der Nordarier, der »Germane« in einer besonderen Fassung, der hochgewachsene blonde, blauäugige, wesentlich dolichokephale Nordeuropäer, der Kelto-Germano-Slave, den unser Autor als einheitliche »Rasse« anspricht.

Die antike Welt ist zugrunde gegangen, weil ihre führenden Nationen nicht die ausreichende Rassenkraft besaßen, um Bleibendes zu schaffen, weil — ganz Gobineau — außerdem die vorhandenen arischen Rassentugenden durch fortwährende Kreuzungen mit den niederen Rassen des Mittelmeerbeckens allmählich verdünnt oder zerstört wurden. Was sie übrig ließen, ihre Erbschaft, fiel drei verschiedenen »Erben« zu, dem »Rassenchaos« und zwei reinen »Rassen«, dem Germanen in jener eigentümlich weiten Fassung und — dem Juden. Der Jude ist eine Kreuzung aus vorwiegend »hethitischem« Blut — in Parenthese: wir wissen vom Hethiter so gut wie nichts, und Chamberlains Auffassung gründet sich augenscheinlich auf einige hethitische Bildnisse mit ausgesprochen mosaischem Profil — also aus vorwiegend hethitischem Blut mit starken semitischen und spärlichen europäischen (Amoriter) Beimengungen, zu denen vielleicht noch andere, mongolische etc., Elemente getreten sind. Daraus hat sich eine wohlcharakterisierte Rasse gebildet dank namentlich der strengen Isolierung nach dem babylonischen Exil, der strengen Abschließung von der Ehemischung mit anderen Völkern, eine Rasse, der Chamberlain sehr viel Schlechtes und nur wenig Gutes nachzusagen hat. Sie ist phantasie- und im tiefsten Kerne auch religionslos, für höhere Wissenschaft und Kunst unbegabt, aber fanatisch und intolerant — sie hat den Glaubenswahn und die Verfolgungswut in die Welt gebracht —; sie ist dem »Germanen« von Natur todfeind, sein einziger, wirklich gefährlicher, weil rassenreiner Feind, mit ganz anderen »plis de la pensée« im Gehirn, unfähig, ihn auch nur zu verstehen, seine siegfriedische Sorglosigkeit schlau ausnützend, kurz, das ganze Kredo des »gebildeten Antisemitismus«, der sich roher Schimpfworte enthält.

Das sind die Erben. Die Erbschaft aber besteht außer aus griechischer Kunst und Philosophie und römischem Recht hauptsächlich aus dem Gedanken des Imperiums, dem rassenfeindlichen, völkernivellierenden, kosmopolitischen, wie ihn das »Völkerchaos« gebar, und wie ihn die spätere, semitisierte, oder

hethitisierte christliche Kirche in ihrem Verfall ausgestaltete, und dem Christentum, das Chamberlain als historischen Faktor so hoch einschätzt, daß er auf das Jahr 1 einen der beiden großen Abschnitte der Weltgeschichte datiert. Seine Rassentheorie, nach der ein derartiger »echt-germanisch« religiöser Genieblitz unmöglich aus dem in ganz andere »Falten des Gedankens« gelegten Gehirn eines Rassejuden stammen kann, rettet er, indem er eine ganze Anzahl von Beweisen dafür zusammenträgt, daß in Jesu Heimat, in Galiläa, der »europäische«, blonde, dolichokephale Stamm vorgeherrscht habe: Jesus war reiner »Amoriter«.

Diese Kräfte sind die Komponenten, aus deren Zusammenwirken nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte die Weltgeschichte weiter bewegt worden ist. Die Germanen treten die Erbschaft der antiken Welt an, infizieren sich mit den für ihren Rassencharakter unvereinbaren Elementen des Imperialismus und Kosmopolitismus, gewinnen dagegen immer neue Kraft aus dem eigentlichen, unrömischen resp. antirömischen Christentum — der Germane ist der geborene Protestant —, haben mit den anderen Erben, den »Mestizen des Rassenchaos« einerseits und den Juden andererseits harte Kämpfe zu bestehen und vermögen es dennoch, kraft ihrer unvergleichlichen Rassentugend, den Bau der Kultur auf allen seinen Flügeln immer höher empor zu führen. Aber — latet anguis sub herba! Wenn der sorglose Germane im sicheren Gefühle seiner Kraft sich nicht vorsieht, wenn er das Ungermanische und Antigermanische nicht schonungslos ausrottet, soweit es nicht voll assimiliert werden kann, dann droht ein Weltuntergang: denn keine Rasse ist mehr vorhanden, begabt genug, um die Germanen an dem Bau der Kultur abzulösen, wenn sie zugrunde gehen.

Das ist eine, wenn man will, künstlerische Konzeption des weltgeschichtlichen Verlaufs, wenn auch, trotz aller Polemik Chamberlains gegen Gobineau, dem er sie in fast allen Zügen verdankt, keine neue. Aber sie ist als solche nicht im mindesten Wissenschaft; sie kann es nur werden, wenn es möglich ist, die einzelnen, geschichtlich bedeutsamen Gruppen und Persönlichkeiten mit genügender Sicherheit ihrer Rasse nach zu bestimmen, und wenn aus dieser Prüfung im einzelnen sich die allgemeine Auffassung mit genügender Genauigkeit bestätigt. Mit anderen Worten: wo ein herrschbegabter, innerlich religiöser, kultur-

fördernder Stamm oder Mann erscheint, muß er wenigstens als Arier, bei hoher Begabung sogar als Nordarier festgestellt werden können, — und wo umgekehrt ein herrschunbegabter, äußerlich fanatischer, kulturzersetzender Stamm oder Mann erscheint, da muß er als Nicht-Arier, als Bastard des Rassenchaos oder als Semit festgestellt werden können. Erwiese sich das Gegenteil auch nur in einem irgend beträchtlichen Prozentsatz der Fälle als wahr, so wäre die ganze Grundkonzeption als irrig dargetan.

Woran aber Stämme und Menschen sozusagen eichen? Somatische Merkmale von beweisender Kraft gibt es leider nicht. Bleibt nichts anderes als psychische Merkmale. Wie sie im allgemeinen bestimmen? Wie sie im einzelnen Falle feststellen? Wie sie messen?

Die Antwort ist charakteristisch. »Gefühl ist alles«. Das »Gefühl der Rasse im eigenen Busen« wird als der souveraine unfehlbare Schiedsrichter hingestellt. Dieses Gefühl gibt unserem Geschichtsphilosophen die Kenntnis von seinen und seiner Rasse eigenen Eigenschaften, und, warnend, von den Eigenschaften des Rassefremden. Es erkennt fehllos, durch Sympathie, den Blutsfreund und ebenso fehllos, durch Antipathie, den Fremden. Sub hoc signo vinces: mit dieser Wünschelrute in der Hand kann der selbst rassereine Mensch alle Rätsel der Geschichte lösen, alle Stämme und Männer mit Sicherheit ihrer Rasse nach bestimmen.

Wie Chamberlain dieses diagnostische Hilfsmittel handhabt, dafür ein einziges, charakteristisches Zitat: Er schreibt vom späten Römerreich:

»Nun könnte man freilich einwerfen, es seien aus dem damaligen Völkerchaos sehr bedeutende Männer hervorgegangen. — Hierdurch wird die unwiderlegbare Erkenntnis von der Bedeutung der Rasse für das Menschengeschlecht durchaus nicht aufgehoben. Mitten in einem Chaos könnten einzelne Individuen noch ganz reiner Rasse sein, oder wenn das nicht, doch vorwiegend einer bestimmten Rasse angehören. Ein solcher Mann wie Ambrosius z. B. ist ganz gewiß aus echtem edlen Stamme, aus jener starken Rasse, der Roms Größe gemacht hatte: zwar kann ich es nicht beweisen . . . es kann aber auch niemand das Gegenteil beweisen, und so muß es seine Persönlichkeit entscheiden!«

Das ist Chamberlains Methode in Reinkultur! Aus bestimmten psychologischen Eigenschaften wird auf die Rassenzugehörigkeit geschlossen, und nun werden dieselben Eigenschaften als Rassenmerkmale angesprochen: ein typischer Kreisschluß!

Die Beispiele für diese Methode ließen sich häufen: er nimmt immer an, was ihm gerade in den Beweis paßt. Ich greife noch eins heraus: nirgends hat sich das »Völkerchaos« so lange, so ungestört und so gründlich gemischt, wie in Süditalien, wo achäische, jonische und dorische Griechen, Sabeller, Samniter, Römer, Karthager im Altertum durcheinandergerührt wurden, wo während der Römerzeit das ganze Mittelmeerbecken samt den Hinterländern bis zum Niger, Aethiopien, Hindukusch, Kaspi-See, und Nord- und Ostsee seine Einwohner als Sklaven deponierte, wo dann später Deutsche, Normannen, Araber, Türken etc. eintraten: dennoch spricht Chamberlain (Seite 519 Anm.) Männer wie Bruno und Campanella als Germanen an, weil sie dem Katholizismus entgegentraten. Beweis: es sollen dort dolichokephale Schädel relativ häufig sein (!). Die haben aber nach seiner Feststellung auch reine »Semiten«.

Ich meine, das genügt wohl für die Charakterisierung der Methode und die Würdigung der Beweise.

Immerhin: trotz aller Mißmethodik — der Mann könnte doch recht haben! Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß Genies intuitiv die größten Entdeckungen erflogen haben, die dann die mühsam nachhinkende, methodisch arbeitende Wissenschaft verwundert bestätigen mußte.

Gibt es nun ein Kriterium, an dem wir, Methodik hin, Methodik her, die objektive Wahrheit der Chamberlainschen Grundauffassung prüfen können? Ich glaube, es gibt eins! Wenn das Gefühl der Rasse im eigenen Busen in der Tat Wahrheit lehrt, so muß es wenigstens in der Mehrzahl der rassereinen Menschen untrüglich sprechen und von jeher gesprochen haben. Fragen wir also die Geschichte!

Da zeigt sich nun: soweit wir die Menschheitsgeschichte rückwärts verfolgen können, finden wir die Selbstschätzung der Völker auf Kosten ihrer Nachbarn gegründet auf das Rassenvorurteil. Sprechen wir nicht von dem Hochmut der Aegypter gegen alles Fremde, da sie ja wirklich eine eigene »Rasse« gebildet haben mögen, die sich körperlich und seelisch von dem »homo europaeus« des Mittelmeerbeckens unterschied: aber auf

welchen objektiven Erscheinungen baute der Hochmut des arischen Griechen gegen den arischen Perser, Mazedonier und Thraker, der Dünkel des spartiatischen Doriers gegen den achäischen Periöken und Messenier, des Atheners gegen den Böotier, des Römers gegen den Gallier?

Es ist in der Neuzeit nicht anders. Der Sachse empfindet sich noch heute als eine andere »Rasse« wie der Preuße, obgleich beide eine aus den gleichen Bestandteilen gekreuzte Mischung von Germanen engeren Sinnes und Nordslaven sind. Das beste argumentum ad hominem aber ist: Chamberlain selbst sieht sich genötigt, drei der kostbarsten nationalistischen Eier in seinen Teig zu schlagen, um seinen Kuchen gar zu bekommen, und zwar mit seiner Konstruktion vom »Germanen« weiteren Sinnes, der die Kelten und Slaven mit umfaßt. Der alte Klemm, auch ein Kirchenvater der Germanomanie, hat Iren und Slaven im Gegensatz zu den aktiven Germanen als passive Rassen bezeichnet; und diese Bewertung entsprach durchaus dem »Gefühl der Rasse im eigenen Busen« der germanischen Herren. Seit einem Jahrtausend und mehr empfindet sich der Deutsche als Rassenfeind des Franzosen und Slaven, der anglosaxo-normannische Brite als Rassenfeind des Iren und Schotten; der Panslavismus erhebt das Rassenpanier zum Kampfe gegen den »faulen Westen«, und uns predigt man mindestens seit der Teilung Polens unaufhörlich, daß »der Slave« in alle Ewigkeit unfähig bleibe, Staaten zu bilden und zu führen, wenn das germanische (engeren Sinnes) Krieger- und Regentengenie nicht den Sauerteig in den faden Brei liefere. In Böhmen kennen sich Deutsche und Czechen geradesogut an den »Nasen« und ekeln sich vor dem widerlichen »Seelenduft«, um mit Jäger zu sprechen, wie manche Antisemiten vor dem des Juden — und nun ist das alles nicht mehr wahr! Es gibt gar keine Rassenverschiedenheit, nur »Germanen« mit kleinen Meinungsverschiedenheiten, aber denselben plis de la pensée, derselben Begabung und denselben Ansprüchen auf die Weltherrschaft! Sollte dann jenes Rassengefühl wirklich mehr Wert haben als die unter Protestanten der niedersten Klasse weit verbreitete Meinung, daß die Katholiken »falsch« seien?

Ich möchte um Himmels willen nicht falsch verstanden werden. Gerade in dieser allumfassenden Konstruktion des »Germanen« erblicke ich das einzige bleibende Geschenk des Chamberlainschen Buches. Es ist die höchste Zeit, daß einmal von natio-

nalistischer Seite selbst dem ebenso gefährlichen wie törichten Nationalismus entgegengetreten wird, der die Völker Europas miteinander verhetzt. Aber ich behaupte, daß ein Prinzip, das hier preisgegeben werden muß, weil es Unfug und Unheil stiftet, nicht seelenruhig an anderer Stelle als geschichtsphilosophischer Hauptschlüssel angewandt werden darf.

Ich meine, damit dürfte die psychologische Variante der Germanomanie wissenschaftlich ebenso erledigt sein wie die anatomische.

Ich kann nur zu dem Ergebnis gelangen, daß das Werk Houston Stuart Chamberlains in der Hauptsache vollkommen verfehlt ist. Es hat wohl in Einzelheiten, aber nicht im mindesten als Ganzes den geringsten Erkenntniswert, ausgenommen denjenigen, daß es kräftigen Widerspruch erwecken wird, weil es viel gelesen und besprochen wird.

Daß Chamberlain selbst sich je von der Richtigkeit der ihm entgegengehaltenen Argumente überzeugen lassen wird, ist mir unwahrscheinlich. Er ist nicht nur ein völlig unwissenschaftlicher Kopf, sondern auch noch stolz darauf. Und solche Patienten pflegen unheilbar zu sein. Sie finden sich namentlich unter feinsinnigen Aestheten, charakteristischerweise! Denn im Aesthetischen, im rein Subjektiven ist in der Tat das »Gefühl im eigenen Busen« die einzig mögliche Richtschnur, und Menschen, die sich des siegreichen Geschmacks bewußt sind, sind selten davon zu überzeugen, daß er sie in den Sumpf lockt, sobald sie sich auf das Gebiet des Objektiven wagen. Ein solcher besonders feinsinniger Aesthet soll Chamberlain sein, wie man mir sagt — und darum liegt der Fall wahrscheinlich hoffnungslos.

Zum Glück für mich finde ich, daß die ernste Kritik mit — soweit ich sehen kann — staunenswerter Einhelligkeit zu demselben Ergebnis gelangt, daß die »Grundlagen« wissenschaftlich vollkommen wertlos sind. Sonst würde ich mir die Frage vorlegen müssen, ob nicht meine spezifische Hirnanlage mich dauernd verhindere, die plis de la pensée des reinen Germanen zu begreifen. Glücklicherweise bestätigt mir das gleichlautende Urteil meiner arischen Mitkritiker, daß es doch nur eine Logik in der Welt gibt, die auch »allmenschlich« ist wie Hunger und Liebe. Die mittelalterlich-scholastische Weisheit von der zweifachen Wahrheit, des Glaubens und der Wissenschaft, ist doch wohl nicht wieder ins Leben zu rufen . . . .

* * *

Gegen sämtliche Varianten dieser modernen Rassentheorie, die die Rasse als ein Ende (nicht aber wie die ältere, als einen Anfang) anschaut, läßt sich folgendes, wie mir scheint, sehr starkes Argument gebrauchen, das ich, soweit ich sehe, zuerst angewendet habe.

Sie berufen sich immer auf die Erfahrungen der Züchter. Der Züchter aber ist ein Experimentator, der als solcher immer nur einen Faktor des Versuchs variiert, während er die anderen Faktoren konstant erhält. Der variable Faktor des züchterischen Experimentes ist die Blutkreuzung, und darum spricht er nur von ihr, wenn er berichtet. Der konstante Faktor aber ist die gute und gleichmäßige Fütterung, Behausung und Behandlung der Zuchtergebnisse; sie versteht sich von selbst, und darum spricht der Züchter niemals von ihr.

Wenn man ihn aber fragen würde, ob Fütterung usw. seiner Zöglinge von Einfluß auf ihre Rasse sein könnten, so wird jeder Züchter mit einem Kopfschütteln über die törichte Frage ohne Besinnen mit Ja! antworten. Sein Wahlspruch ist ja, daß die halbe Rasse durch den Mund eingeht. Nichts ist gewisser, als daß die edelste Rasse durch lange Unterernährung, schlechte Stallungen, Versagen freier Bewegung und rohe Behandlung auf das äußerste heruntergebracht werden kann, wenn auch nur edelstes Vollblut zur Kreuzung kommt. Und umgekehrt ist ebenso gewiß, daß unedle Rassen trotz fortgesetzter Panmixis bei guter Fütterung und Behandlung unendlich an Qualität gewinnen.

Das gilt für Menschen nicht minder wie für Tiere. Wir haben, als wir den rassendiagnostischen Wert der Leibesgröße und Kraft besprachen, bereits ausgeführt, daß notorisch die Körpergröße von der Ernährung stark abhängt. All das existiert für die Rassentheoretiker nicht im mindesten. Sie sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß im Laufe der Geschichte die Ernährung, Behausung und Behandlung der menschlichen Zuchtergebnisse durchaus kein konstanter, sondern ein im höchsten Maße variabler Faktor gewesen ist; und deshalb beziehen sie alles auf den einen Faktor der Blutkreuzung.

Dabei ist nichts gewisser als daß die menschlichen Rassen in erstaunlichstem Maße das besitzen, was ich vorgeschlagen habe als »Plastizität der Rasse« zu bezeichnen, eine erstaunliche Fähigkeit, sich allen Einflüssen ihrer Umgebung physisch

und psychisch auf das schnellste anzupassen, so daß Albr. Wirth wahrscheinlich recht hat, wenn er annimmt, eine Rasse brauche zu ihrer Entstehung nur wenige Generationen Ein paar Beispiele: Vor 150 Jahren wog eine Kuh in Deutschland im Mittel 4, heute 12—14 Zentner, eine Bulle damals 6, heute bis zu 20 Zentner. Nach Retzius und Fürst [1]) hat man, wie in Baden, Holland und England auch in Schweden ein Größerwerden der Bevölkerung beobachtet; sie nahm von 1840 bis 1898 um ca. 1,8 cm zu. Umgekehrt berichtet Karl Marx (Kapital I, p. 200/1 Anm. 46) nach Justus von Liebig, daß während der Zeit des schlimmsten Raubbaues an der Volkskraft, während der frühkapitalistischen Periode um 1800, die Größe der Männer und ihre Militärtauglichkeit überall enorm zurückging.

Von Holland sagt ein Bericht: »Der sich in diesen Ziffern ausdrückende Fortschritt ist kolossal: 1863: 13 Männer auf 100 unter 1,55 cm Höhe, 1898: 3; 1863: 23 Männer von 1,70 m Länge und mehr, 1893 über 37! In Frankreich machten nach einer Notiz der Zeitschr. f. Soz.W. die wegen Kleinheit zum Heeresdienst Untauglichen 1817/24 fast 20% der Stellungspflichtigen aus; die Zahl nahm dann aber rapid und weiterhin langsam ab, bis zu 6—7% in den 60er Jahren. Nach Carret (Art. Rasse Hdb. d. ST. W. I. p. 395) hat von 1811/12 bis 1872/79 die Größe der savoyardischen Konskribierten um nicht weniger als 6 cm zugenommen, »und zwar infolge des gesteigerten Wohlstandes und der besseren Ernährung«. Aehnliches gilt von allen anderen Kulturländern mit halbwegs leidlicher Verwaltung, während aus Rußland, dem hungernden Rußland, mitgeteilt wird, daß Größe und Kraft des Volkes sichtlich verfallen. Leider stehen mir hier keine Zahlen zur Verfügung. Dagegen kann ich auf die wohlbekannten Untersuchungen von Landsberger und Roberts für Deutschland, von Livi und Pagliani für Italien, von Erismann u. a. verweisen, die ziffernmäßig an Schulkindern und Jugendlichen den Beweis erbracht haben, daß Körpergröße und Wohlstand in direktem Verhältnis zueinander stehen. Und so erscheint die Frage, die nach einer Zeitungsmeldung der verstorbene Kaiser von Japan vor einigen Jahren an sein Ministerium gerichtet haben soll, gar nicht als irrationell, ob es angebracht sei, durch eine Veränderung der Volksnahrung die Japaner zu größerer Körperlänge

---

[1]) Anthropologica suecica cit. n. Ztschr. f. Soz.Wiss. VI. (1903) p. 40.

zu züchten. »Nach einem bekannten Ausdrucke der Tierzüchter geht die Hälfte der Rasse durch den Mund«, sagt Kruse (»Entartung« Ztschr. f. Soz.W. VI p. 364) und fährt fort: »In dieser Beziehung verfolgen Kultur des Menschen und Zucht der Haustiere dieselben Ziele . . ., haben auch wohl ähnliche Erfolge erreicht gegenüber dem sog. Naturzustande.« Und Kruse stimmt hier mit niemand Geringerem als Ratzel überein, der die Kleinheit der Zwergvölker auf ihre elenden Lebensverhältnisse zurückführt. Er erklärt sie geradezu für »soziale Rassen« (Völkerkunde II p. 170), wie er auch sonst überall den Einfluß der Ernährung auf die Größe und Kraft betont, so z. B. sagt er, »die an der Küste wohnenden Eweer sind bei reichlicher Fleischnahrung und der Beschäftigung auf der See stärker und größer als die des Inneren«.

An anderer Stelle sagt er [1]: »Sind doch auch andere waldbewohnende und jagende Stämme verkümmert: in den Wäldern am Lulua leben Baschilange, die, klein und mager, Wißmann sofort an die zwerghaften Batua erinnerten. Der nahrungsarme Wald Afrikas kann ebensogut den Wuchs verkleinern, wie harte Arbeit und schlechte Ernährung in unseren Industrieländern. Wo nun Gemeinden von 15—20 Mann in enger Siedelung beisammen wohnen, wie bei den Alongo, ist Inzucht geboten und heilsame Kreuzung erschwert. Und die nahverwandten Buschmänner werden ja von hervorragenden Anthropologen als eine Rasse mit den Merkmalen des Rückganges und der Heruntergekommenheit angesehen.«

Aehnlich sagt Karl Bücher [2], daß die niederen Jäger nicht degeneriert, sondern die Hirten und Ackerbauern dank besserer Ernährung stark fortgeschritten sind. Ratzel erwähnt Fälle erstaunlicher Anpassung. Er sagt wörtlich [3]: »Der Araber als Hirt, Nomade, Reiter, Räuber erhält mit der Zeit anders gebaute Gliedmaßen als der Aegypter, der seit Jahrtausenden Lasten trägt, hackt, pflügt, Wasser schöpft.« Und er berichtet von dem Fischervolk der Wenia in der Nähe der Stanley-Fälle [4]: »Sicher lebt es seit vielen Geschlechtern in dieser Region und hat seit lange die Gewohnheit, einen großen Teil der Tage und selbst der

---

[1]) Ratzel, Völkerkunde Bd. 1, p. 716.
[2]) Carl Bücher, Entstehung d. Volkswirtschaft p. 14.
[3]) Ratzel, Völkerkunde Bd. II, p. 404.
[4]) Ratzel, Völkerkunde II, p. 286.

Nächte in den Kähnen zuzubringen; daher herkulisch in Brust und Armen, verkümmert in den Beinen.«

An anderer Stelle führt er aus [1]: »Die Rasse ist außerdem nach zwei Richtungen hin durch soziale Einflüsse auseinander gegangen. Regelmäßige harte Arbeit prägt einzelnen Völkern die Züge von Kulturrassen auf, die ans Pathologische streifen. So stehen die Milano Borneos an Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malayen zurück; sie sind von Farbe hell, aber mit einem oft ungesunden Ton; da sie ihr ganzes Leben hindurch Sago aus dem Palmenmark heraustreten oder pressen, so werden ihre Füße breit; ihre Figuren sind stämmig und untersetzt. Die seit Jahrhunderten indischen, chinesischen und europäischen Einwirkungen ausgesetzten, hochkultivierten Javanen und Maduresen sind zarter, edler gebaut als ihre Nachbarn. Wenn die Orang Laut, die Seemalayen der Halbinsel, die den größten Teil ihres Daseins auf dem Wasser zubringen, dunkel von Farbe sind, so ist das nur natürlich. Wald- und Bergstämme sind durch ihr wildes, ärmliches, unregelmäßiges Leben verändert: so sind die Lubu, Ut, teilweise die Badju, die verschiedenen Philippinenstämme, die die Spanier fälschlich unter dem Namen Igorroten zusammenfassen, auch im Aeußeren echte Parias. Aber auf solche leichtere Abwandlungen Einteilungen in Rassen und Unterrassen zu gründen, ist doch nicht angängig.«

Ratzenhofer sagt [2]: »Es unterliegt keinem Zweifel, daß zahlreiche Merkmale, wie Zurückbleiben der Körpergröße, schwache Muskulatur, entstellte Gesichtszüge u. a. m., einer Dauerform zuzurechnen sind, die als krankhafte Anlage gelten kann. Wenn wir z. B. die auffallende Körpergröße des Adels bei den arischen Völkern den günstigen Lebensbedingungen der Entwicklungsreihe, also einer artgemäßen Prosperität, zuschreiben dürfen, so müssen wir das rapide Sinken der Körpergröße, des Brustumfangs und der Muskulatur bei der armen Städtebevölkerung Europas als krankhafte Entartung der Rassen erkennen.«

Umgekehrt führt das Leben unter günstigen Bedingungen selbst Angehörige der niedersten Menschenrassen schon anatomisch zu höherem Typus empor. »Eine Bemerkung G. Fritschs konstatiert eine auffallende Annäherung dieser zivilisierten Kaf-

[1]) Ratzel, Völkerkunde I, p. 362.
[2]) Soziologie p. 61.

fern auch in körperlicher Beziehung an die Weißen: die Gesichtsbildung der Fingu macht den Eindruck »stärkerer Vermischung durch Annäherung an den europäischen Typ«. Besonders von den Kaffern des östlichen Teils der Kolonie und Britisch-Kaffrarias unterscheiden sie sich durch die meist stärker entwickelte Nase und die breite Stirn«[1]). Die Neger der Ver. Staaten nähern sich nach vielen Berichten in Typus und Farbe mehr und mehr den Weißen, ihr spezifischer Geruch ist angeblich verschwunden. Uebrigens sollen die Japaner gleichfalls am Europäer einen unangenehmen Geruch wahrnehmen.

Von diesen Erfahrungen geleitet, stellt Ratzel[2]) folgende grundsätzliche Erwägungen über den Zusammenhang von körperlicher »Rasse« und Milieu an, die allen Rassefanatikern sehr ans Herz gelegt zu werden verdienen: »Wir kommen hier zuerst zu dem Wunsche, daß man den Begriff Kulturrasse mit Rücksicht auf die Menschheit eingehender prüfe, als es bis jetzt geschehen ist. Man würde, das läßt sich voraussagen, finden, daß zunächst im Körperbau der Kulturvölker Eigenschaften auftreten, die durch die Kultur hervorgerufen sind, ebenso wie andererseits der Körper der Naturvölker in gewissen Zügen deutlich die Wirkungen einer Lebensweise aufweist, die durch den Mangel an fast allem bezeichnet wird, was wir gewohnt sind, Kultur zu nennen. Gustav Fritsch, ein Anatom, der die Naturvölker mitten in ihrer Natur studiert hat, stellt den Satz auf, daß die harmonische Entwicklung des menschlichen Körpers nur unter dem Einfluß der Kultur möglich sei; und man gewinnt aus seinen Schilderungen der Hottentotten, Buschmänner und selbst der Kaffern die Ueberzeugung, daß gut entwickelte, plastisch schöne Körper bei ihnen seltener sind als bei uns angeblich abgelebten Kulturmenschen.«

»Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff ist. Naturvölker sind kulturarme Völker! Es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen

[1]) Ratzel, Völkerkunde II. p. 130.
[2]) Ratzel, Völkerkunde I. p. 15.

Kultur verhältnismäßig nicht minder kulturarm gegenüber als uns die Kaffern oder Polynesier, und manches, was sich heute zum Kulturvolk der Russen zählt, war zur Zeit Peters des Großen noch reines Naturvolk.«

»In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung. Man erwäge, daß in dem, was die Höhe der Kulturstufe ausmacht, in dem gesamten Kulturbesitz eines Volkes, eine Fülle von Zufälligkeiten wirksam ist, die uns höchst behutsam machen sollte, daraus zugleich Schlüsse auf die körperliche, geistige und seelische Ausstattung des Volkes zu ziehen. Hochbegabte Völker können kulturlich arm ausgestattet sein und dadurch den Eindruck einer allgemein niederen Stellung innerhalb der Menschheit machen. Chinesen und Mongolen gehören derselben Rasse an und doch, welcher Unterschied der Kultur! Noch größer ist dieser, wenn wir an die Stelle der Mongolen irgend einen der barbarischen Stämme setzen, die sich in den Grenzprovinzen Chinas, wie Inseln aus der höher zivilisierten Menschenflut abheben, die sie rings umgibt und bald überflutet haben wird. Nach neueren Forschungen möchte es scheinen, daß manche von den Aino, den Urbewohnern der nördlichen japanischen Inseln, der kaukasischen Rasse näher stünden als der mongolischen. Und doch sind sie ein Naturvolk, sogar in den Augen der mongolischen Japaner. Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun. Es wäre zwar töricht, zu leugnen, daß in unserer Zeit die höchste Kultur von der sog. kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber andererseits ist eine ebenso wichtige Tatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriff »Menschheit«, dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen Verwirklichbarkeit aber von vielen noch nicht geglaubt wird. Blicken wir aber nur über den Rahmen der kurzen und engen Begebenheiten hinaus, die man anmaßend die Weltgeschichte nennt, so werden als Träger der jenseits liegenden Ur- und Vorgeschichte Glieder aller Rassen anzuerkennen sein«[1]).

---

[1]) Ratzel, Völkerkunde I. p. 17/18.

Diese monumentalen Sätze des Schöpfers der Anthropogeographie haben uns schon von der Anpassung des Körpers zu der Anpassung der Seele an das Milieu, an den monde ambiant Geoffroy-St. Hilaires, geführt. Auch davon weiß der Germanomane nichts!

Und doch sollte auch hier ein Blick auf die züchterische Praxis und das Leben genügen, um vor der Ueberschätzung des Kreuzungsfaktors zu warnen. Jeder Züchter weiß, daß ein ungeschickter Reiter das edelste Vollblut zum miserabelsten Verbrecher verderben, daß ein ungeschickter oder roher Jäger den edelsten Jagdhund zum niederträchtigsten Köter verprügeln oder verwöhnen kann. Oder ein anderes: ich erwähnte bereits, daß vor 150 Jahren in Deutschland ein Bulle etwa 6, heute 18 ja 20 Zentner und darüber schwer ist. Ist das rein physisch? Seele und Leib sind eines nur! Der kleine schwache Stier von 1750 war nicht einmal einem Wolf gewachsen, der gewaltige Riese von heute nimmt es spielend mit einem Bären auf.

Im Menschlichen ist es nicht anders. Selbstverständlich wandelt sich der Charakter mit dem Leib. Ein riesengroßer, gut ernährter, muskelstarker, in Selbstachtung und Körpertraining aufgewachsener Mann hat mindestens einen ganz anderen physischen Mut als ein schlecht ernährter, von Jugend auf verfolgter, gehetzter, verachteter Knirps. Und Mut ist wieder die Grundlage von Sorglosigkeit, Großherzigkeit, Persönlichkeitsbewußtsein usw.

Nur ein gänzlich voreingenommener Mensch kann übersehen, daß der Charakter überall variiert mit der Verumständung. Alle Völker mit Naturwirtschaft üben die schöne Sitte der unbeschränkten Gastfreundschaft — die Geldwirtschaft rottet sie aus. Die Bauern und die Landarbeiter des deutschen Ostens waren 1811 noch eine ungeschiedene gleichartige »Rasse«; es war fast überall der reine Zufall, der die einen zu selbständigen Besitzern, die anderen zu Proletariern machte — und heute sind sie nicht nur an Kraft, Größe und Gesundheit, sondern auch psychisch zwei gänzlich verschiedene »Rassen«: der Bauer selbstbewußt, fleißig, redlich, der Tagelöhner ein fauler, sklavischer, oft tückischer und diebischer Knecht. Und sind Enkel derselben Großväter! Wir haben allen Grund, in Deutschland heute von der unerfreulichen Psychologie der Festbesoldeten zu sprechen, dem Typus des feigen, ängstlichen Urphilisters, und Henry Ge-

orge [1]) entrollt das erfreuliche Gegenbild, wenn er von dem Charakter seiner Landsleute spricht:

»Die allgemeine Intelligenz, der weitverbreitete Komfort, der tätige Erfindungsgeist, die Fähigkeit der Anpassung und Assimilation, der freie unabhängige Geist, die Energie und das Selbstvertrauen, die unser Volk auszeichnen, sind nicht Ursachen, sondern Wirkungen — sie sind aus dem freien Grund und Boden erwachsen. Das öffentliche Gebiet ist die umgestaltende Kraft gewesen, die den schlaffen, Ehrgeiz nicht kennenden europäischen Bauern in den selbstvertrauenden Landmann des Westens verwandelt hat . . .«; »In Amerika hat es in jedem Fall doch immer noch das Bewußtsein, daß das öffentliche Gebiet hinter ihm liege, und die Kenntnis dieses Umstandes hat in Aktion und Reaktion den ganzen Volkscharakter durchdrungen und demselben Großmut, Unabhängigkeitsgefühl, Elastizität und Ehrgeiz verliehen.«

Diese Abhängigkeit des menschlichen Charakters von dem gesamten geographischen und sozialen Milieu ist universal, ist so mächtig, daß wir imstande sind, typische Gruppen und Klassencharaktere aufzustellen, die unter den gleichen Bedingungen der Umwelt in allen Zonen, bei allen Rassen aller Farben wiederkehren.

Der primitive Jäger ist überall der Künstler und praktische Anarchist, der einen anderen Willen über sich nicht duldet und wohl zu vernichten, aber nicht zu unterwerfen ist; der Hirt ist überall der stolze, rassenstolze Krieger, der in aristokratischer Demokratie, ein Gleicher mit Gleichen, von der Arbeit seiner Sklaven lebt, undisziplinniert im Frieden, streng diszipliniert im Kriege; der primitive Hackbauer ist überall der wehrlose, harmlose Knecht, der die wechselnde Herrschaft der Nomaden über sich hinstürmen läßt, wie sein Ackerhalm die Gewitter, um sich hinter ihnen unzerstörbar wieder aufzurichten; und bei den höheren Ackerbauern, wo ein Adel oben und eine Bauernschaft unten einen »Staat« im eigentlichen Sinne bilden, haben wir ganz typische Klassencharaktere, die mit der wirtschaftlich-politischen Entwicklung, mit dem Uebergang z. B. von der Natural- zur Geld- und Kreditwirtschaft, zur Städtekultur, zum Getreidehandel, zur Beamtenregierung usw. wieder in völlig typischer

[1]) Fortschritt und Armut p. 345 und 346.

Weise wechseln, ohne daß die Rasse einen erkennbaren Unterschied bedingte. Das schlagende Beispiel ist wahrscheinlich die Ausgestaltung eines Feudalsystems in Japan, das dem westeuropäischen bis in die kleinste Einzelheit des äußeren Aufbaues, vor allem aber in der Psychologie, in dem hochgespannten Ehrbewußtsein usw., zum Staunen gleich ist. Und doch sind die Japaner reine Mongolen und ihre Landwirtschaft kennt weder Zugvieh noch Pflug; aber die soziale Bedingung der Klassenschichtung war die gleiche wie in Westeuropa. »Stufenpsychologie, nicht Rassenpsychologie«, sagt K. Breysig; ja, aber vor allem Klassenpsychologie!

Ernst Grosse [1]) prägt diesen Sachverhalt in folgenden Sätzen aus: »Wir stehen vor der Aufgabe, die verschiedenen Kulturformen, mit denen uns Geschichte und Völkerkunde bekannt machen, als höher und niedriger entwickelte in eine Stufenfolge einzuordnen. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß es sich hier nicht um die physische, sondern um die kulturelle Eigenart der verschiedenen Menschengruppen handelt; denn man hat das Problem bekanntlich oft genug heillos verwirrt, indem man es vom anthropologischen Standpunkte aus zu lösen versuchte. Die Konstruktion der kulturellen Stufenleiter der Völker ist eine Aufgabe der Ethnologie, mit der die physische Anthropologie zunächst nicht das geringste zu schaffen hat. Die Anthropologie könnte höchstens eine physische Stufenleiter der Rassen liefern. Rassen und Völker aber sind sehr verschiedene Dinge. Die Eigenschaften, welche die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer bestimmten Rasse bezeichnen, entscheiden nicht über seine Zugehörigkeit oder Befähigung zu einer bestimmten Kulturform. Man könnte die verschiedenen Rassencharaktere mit weit größerem Rechte für die Wirkungen verschiedener Kulturformen erklären, als umgekehrt annehmen, daß die Kulturformen durch die Rassencharaktere bedingt seien. Gerade unsere Untersuchungen über die primitive Kunst werden einen neuen Beweis dafür erbringen, wie gering der Einfluß des Rassencharakters auf die Gestaltung der Kultur ist.« Und er schließt diese Gedankenreihe grundsätzlich wie folgt [2]):

»Diese durchgängige Einförmigkeit beweist unmittelbar, daß der Charakter der Rasse keine entscheidende Bedeutung für die

[1]) Die Anfänge der Kunst p. 32/33.
[2]) Ernst Große a. a. O. p. 295 und 296.

Entwicklung der Kunst besitzt. Die Einheit der primitiven Kunst steht in dem schärfsten Gegensatz zu der Verschiedenheit der primitiven Rassen. Die Australier und die Eskimos sind einander in anthropologischer Beziehung so unähnlich, wie es zwei menschliche Rassen nur sein können; und nichtsdestoweniger sind die Ornamente der einen denen der anderen häufig so ähnlich, daß es zuweilen sehr schwer sein würde, die Herkunft eines solchen Musters zu bestimmen, wenn man nicht in der Form und dem Material des ornamentierten Gegenstandes einen Anhalt fände. Wer nur einmal die Felszeichnungen der Australier und der Buschmänner, und sodann die Australier und die Buschmänner selbst verglichen hat, wird es kaum noch wagen, die Lehre Taines, daß die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, aufrecht zu halten, — wenigstens nicht in der allgemeinen Gültigkeit, welche Taine dafür in Anspruch nimmt . . .«

»Der einheitliche Charakter der primitiven Kunst weist unzweideutig auf eine einheitliche Ursache hin; und diese einheitliche Ursache haben wir in demjenigen Kulturfaktor gefunden, der bei den Jägerstämmen aller Rassen und Zonen einen völlig einheitlichen Charakter besitzt, und der zugleich bei allen Völkern auf alle übrigen Teile des kulturellen Lebens den mächtigsten Einfluß übt, — in dem Nahrungserwerbe.«

Wer diese Zusammenhänge nicht beachtet, kann die historischen Dinge niemals vollkommen verstehen. Und sie werden wenig beachtet. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, zu zeigen, wie weit z. B. Lamprecht bei der Aufstellung seines geistreichen psychologischen Entwicklungsschemas durch dieses Uebersehen abgelenkt worden ist; oder wie Sombart in seiner Analyse der jüdischen Rasseneigenschaften dank diesem Uebersehen in die Irre geführt worden ist — der angeblich aus der Wüstenwanderung mitgebrachte Rassencharakter ist der typische Charakter einer vielsprachigen, verstädterten ehemaligen Herrenklasse — aber die Zeit steht mir nicht zur Verfügung. Nur e i n einziges charakteristisches berühmtes Beispiel möchte ich mir anzuführen erlauben.

Cäsar hat den Charakter der Kelten meisterhaft scharf und knapp umrissen, und seit ihm hat alle Historik, Mommsen einbegriffen, diese Psychologie zum Haupterklärungsmittel der französischen Geschichte gemacht. Man braucht aber nur hinzu-

sehen, um zu finden, daß ganz derselbe Charakter in all seinen Hauptzügen sich bei Deutschen, Polen, Böhmen, Ungarn, im Altertum bei der böotischen, thessalischen, lukanischen und kampanischen Ritterschaft usw. in gewissen Epochen ihrer Geschichte zeigt. Und wenn man dann näher hinschaut, so findet man die merkwürdige Tatsache, daß diese »Keltenpsychologie« die regelmäßige Begleiterin eines Entwicklungsstadiums ist, in dem eben die Grundaristokratie über die vollfreie Bauernschaft hinauswächst. Nicht umsonst sind die Polen, die nie über diese erste Stufe des Feudalismus fortkamen, die »Franzosen des Nordens«.

* * *

Wie ist es zu verstehen, daß nicht nur Dilettanten, sondern erprobte Männer der Wissenschaft so groben Irrtümern verfallen können? Darüber wird uns die zweite Art der Betrachtung einigen Aufschluß geben können, zu der ich jetzt übergehe, zu der Betrachtung der Rassentheorie als eines Forschungs-Objektes der Soziologie.

Dabei kann ich mich leider bei dem noch stark chaotischen Zustande unserer jungen, noch im Werden begriffenen Wissenschaft auf keine allgemein anerkannten Sätze stützen. Ich kann nur mein eigenes Kredo geben und befinde mich dabei in der traurigen Lage, es aus Zeitnot kaum begründen zu dürfen.

Wie ich die Dinge sehe, ist der Hauptträger allen gesellschaftlichen Lebens nicht das Individuum, sondern die soziale Gruppe, eine Anzahl von Menschen, die durch ein gemeinsames Interesse verbunden sind. Dieses Interesse, Ratzenhofers »inhärentes« Gruppeninteresse, besteht darin, auf der Linie des geringsten Widerstandes von einem Ort höheren, d. h. als höher empfundenen, psychischen Druckes zu einem Orte geringeren Druckes zu gelangen, wobei ich in Parenthese bemerken will, daß es sich in der Regel, wenn auch nicht immer, um ein sozialökonomisches »Seelengefälle« handelt, wenn das Wort gestattet ist.

Eine solche strömende Masse hat, wie alle anderen strömenden Massen, die diesem universalen Gesetz des kleinsten Kraftmaßes folgen, in jedem gegebenen Augenblick nur eine mögliche Bewegungsrichtung, die ihr einerseits ihr geographisch-klimatisches Milieu, andererseits ihr soziales Milieu, d. h. der

Gegendruck anderer, anders gerichteter Gruppen vorschreibt. Der übermenschliche Soziolog, der diese gesamte Verumständung bis in die letzte Einzelheit kennen würde, würde auch die Bewegung auf das genaueste vorhersagen können, geradeso wie ein Ingenieur auf Grund genauester Karten exakt angeben kann, wohin eine Wassermenge sich richten wird, wenn sie auf einen gegebenen Punkt ausgeschüttet wird [1]).

Und nun, meine Herren! wie ich es sehe: dieser selbe übermenschliche Soziolog, der die Strömung genau kennen würde, würde auch die Ideologie der Gruppe genau kennen. Sie ist vollkommen durch die Strömung determiniert, wie diese durch die Verumständung. Ich bedaure, das reiche Tatsachenmaterial, das mich zu dieser Ueberzeugung geführt hat, hier nicht anführen zu können: nur als Andeutung, daß die Gruppentheorie ganz gesetzmäßig sich verändert, sobald die Strömungsrichtung sich verändert; das glorreichste Beispiel dafür ist der Umschlag in der Klassentheorie der deutschen ostelbischen Groß-Kornproduzenten: sie waren Freihändler pur sang, solange Deutschland Getreide exportierte, und wurden in einer Metamorphose von fast komischer Schnelligkeit ebenso fanatische Hochschutzzöllner in dem Augenblick, wo Deutschland begann, Getreide zu importieren. Aehnliches gilt von der Ideologie gewisser nordamerikanischer Halb-Sklavenstaaten usw.

Dieser Zusammenhang von Ursache und Wirkung äußert sich darin, daß die Gruppe psychisch gezwungen ist, alles das für gut, vernünftig und gerecht zu halten, was die Strömung des Augenblicks gerade in dieser Richtung, gerade zu diesem Ziele fördert, und umgekehrt alles das für schlecht, ungerecht und unvernünftig zu halten, was die Strömung ablenkt und aufhält.

Nun ist ein Hauptteil alles geschichtlichen sozialen Lebens

---

[1]) Diese umfassende, wenn nicht alle, so doch viele Momente berücksichtigende »Milieutheorie« ist von dem, was man im allgemeinen so nennt, recht verschieden. Ich habe diese meine »sozialökonomische Geschichtsauffassung« in Barths »Archiv für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie« theoretisch begründet und praktisch, als Methode der Geschichtsschreibung in meinem »Staat« (Frankf. a. M. 1907) und meinem »Großgrundeigentum und soziale Frage« (Berlin 1898) angewendet und, wie ich hoffe, als brauchbar und ausreichend nachgewiesen. Vgl. auch meine Kritik der Sombartschen Rassentheorie in »Neue Rundschau« 1912.

bisher der Gruppenkampf gewesen, international in den Kämpfen der politischen Gesellschaften, auf höherer Stufe also der Staaten, und intranational in den Kämpfen der sozialen Klassen. Die eine Gruppe betritt in ihrer Bewegung zum Orte ihres niederen Druckes notwendigerweise das Gebiet einer anderen, der Kampf mit kriegerischen oder anderen Waffen wird unvermeidlich. Und das hat nun die Folge, daß jetzt die gegnerische Gruppe unserer ersten, in ihrer Bewegung gehemmten Gruppe als aus Menschen zusammengesetzt erscheint, die sich aus Bosheit der guten Sache, aus Ungerechtigkeit der gerechten Forderung, aus Torheit der Vernunft widersetzen.

Das gilt namentlich, und das ist einigermaßen paradox, auch von denjenigen Gruppen, die aktiv, aggressiv in das Rechts- und Machtgebiet anderer Gruppen einbrechen, um sie und ihr Eigentum für sich anzueignen, auszubeuten, zu bewirtschaften. Hier kooperiert das eben angeführte sozialpsychologische Hauptgesetz, wonach die Gruppentheorie durch die Strömungsrichtung determiniert ist, in sehr eigentümlicher Weise mit einer, wie es scheint, allmenschlichen Seelenanlage, nämlich mit dem »kategorischen Imperativ«, dessen Inhalt das Sprichwort bezeichnet: »Was Du nicht willst, daß man Dir tu, das füg' auch keinem Andern zu.«

Dieser Imperativ scheint schon bei den tiefststehenden Völkern sehr laut zu sprechen von dem Augenblick an, wo im Menschen der Nachbarhorde der Mensch erkannt ist, d. h. wo er nicht mehr einfach als jagdbares Wild erscheint. Von diesem Augenblicke an wird Gewalttat und Unterdrückung, Raub, Ausbeutung und Bewirtschaftung zwar nicht etwa unterlassen, wohl aber vor Vernunft und Sittlichkeit gerechtfertigt durch eine typische Gruppentheorie, die ich vorgeschlagen habe, die »legitimistische« zu nennen. Ihr Inhalt ist demgemäß der folgende: die angegriffene, unterworfene, beherrschte, ausgebeutete Gruppe verdient ihr Schicksal, denn sie ist von schlechterer Art als ihre Besieger oder Herren; ja, dieses Schicksal ist sogar im Grunde ihr Glück, ihre einzige Rettung vor dem völligen Untergange: denn ihre Art ist so schlecht, ihr Verstand so gering, ihre Sittlichkeit so tief, daß sie sich selbst niemals erhalten, verwalten, regieren könnten; sie »würden sich gegenseitig auffressen«, wie der Kraftausdruck der modernen Legitimisten lautet.

Mit diesen Argumenten rechtfertigt sich die Gewalt und Unterdrückung in allen Zonen, unter jeder Hautfarbe, auf jeder Kulturstufe auf diesem Planeten, rechtfertigt sich, wie gesagt, vor dem nie schweigenden Richter in jeder Menschenbrust, dem ethischen Postulat des kategorischen Imperativs. »Jede Fratze zeugt für den Gott, den sie entstellt«, sagt Richard Dehmel.

Soweit diese Theorie sich in wissenschaftlichem Gewande gibt, tritt sie in verschiedenen, einander recht nahe verwandten Formen auf, die ich als das »Gesetz von den zyklischen Katastrophen« zusammengefaßt habe. Sie vertreten sämtlich das Prinzip »Autorität, nicht Majorität«, und beweisen aus der Geschichte, namentlich aus einer, wie ich meine, grundfalschen Analyse der Geschichte der antiken Stadtstaaten, daß nur die Herrschaft der Besten, der Kaloikagathoi, die Völker davor bewahren kann, in den Abgrund des Verderbens zu rollen. Eine dieser Varianten der legitimistischen Theorie der zyklischen Katastrophen ist die Rassentheorie der Weltgeschichte.

Damit ist unsere sozialpsychologische Aufgabe zu einem Teile gelöst, wenn die gesamte Grundlage der hier vorgetragenen Auffassung als richtig gelten darf. Wir haben das Objekt, das unserer Forschung vorliegt, im allgemeinen bestimmt, seinen Platz in der großen Registratur festgestellt, seine Entstehung und seinen Inhalt sozialpsychologisch abgeleitet.

Aber das ist erst ein Teil unserer sozialpsychologischen Aufgabe. Denn wir haben es hier ja nicht nur mit der Rassentheorie im allgemeinen, sondern mit den einzelnen Rassentheorien zu tun, die von individuellen Gelehrten oder vielleicht Pseudogelehrten ausgedacht und ausgearbeitet sind. Ist hier mit einer objektiven, rein kausalen Erklärung noch weiter zu kommen?

Meine Herren, wir rühren hier an das Problem, das nach meiner Ueberzeugung das tiefste Problem aller Geschichte und daher aller Soziologie ist, an das Problem von den Beziehungen zwischen dem Individuum und seiner sozialen Gruppe. Auch hier kann ich nicht mehr als mein persönliches Kredo geben, ohne es ausführlich begründen zu können; aber hier glaube ich, soweit ich sehen kann, mich mit der Mehrzahl der heutigen Forscher einig, z. B. mit meinem verehrten Freunde Vierkandt, dessen Buch »Stetigkeit im Kulturwandel« zum großen Teile diesem Kernproblem

gewidmet ist, und sogar mit scheinbaren Gegnern, wie z. B. Sommerlad.

Also, wieder, wie ich die Dinge sehe: Gruppe und Individuum stehen in Wechselwirkung zueinander, aber doch so, daß die Einwirkungen der Gruppe auf das Individuum unendlich viel stärker sind als die Einwirkungen des Individuums auf seine Gruppe. Selbst den seltenen Starken, den führenden Persönlichkeiten, ist nur ein sehr enger Kreis der Wahl- und Bewegungsfreiheit gegönnt; für die Masse ist dieser Kreis als nahezu punktförmig zu betrachten, und ihn zieht und begrenzt das inhärente Gruppeninteresse, der Zwang, die Strömungsrichtung des gegebenen Augenblicks einzuhalten und vor Vernunft und Sittlichkeit zu rechtfertigen. So ist das Individuum, abgesehen von jenem winzigen Kreise, soziologisch nicht anders denn als ein Gruppenbestandteil zu betrachten; es wertet, denkt und handelt unter einem objektiven Zwange, wie das inhärente Gruppeninteresse das fordert, wobei es kraft der wohlbekannten Selbsttäuschung optima fide völlig davon überzeugt bleibt, daß es nur ewig gültigen ethischen Grundsätzen und logischen Vernunftschlüssen folgt. Dieser psychologische Mechanismus scheint sehr allgemein anerkannt zu sein; die verschiedensten Schulen lehren seine Existenz. Wenn Roß in der social control und Durckheim in der force coërcitive die eigentlich soziale Tatsache erblicken, so haben sie außer der äußeren zwingenden Gewalt von Recht und Staat auch diesen inneren unbewußten Zwang im Auge; wenn Ludwig Gumplowicz sagt: »Naturgesetzlich handelt der Mensch, und menschlich denkt er hinterdrein«, so hat er dasselbe im Auge und drückt es noch nicht einmal so hart aus wie sein sonstiger Antipode Gabriel Tarde, der das Individuum geradezu als einen »Somnambulen« bezeichnet, weil er es als einen, des eigenen Willens und Bewußtseins fast völlig Beraubten, sozusagen nur als Kreuzungspunkt derjenigen Energien auffaßt, die von der Gruppe ausstrahlen — übrigens ein interessantes Analogon zu der Auffassung der modernsten Physik vom Atom!

Wir kommen danach — immer abgesehen von jenem selbst für die führenden Persönlichkeiten sehr engen Kreise der Wahl- und Bewegungsfreiheit — zu dem folgenden strengen, fast mechanischen, rein kausalen Zusammenhange: die causa causans ist das Milieu, die gesamte natürliche und soziale Verumstän-

dung und ihre Veränderungen; dadurch ist streng determiniert die Gruppenströmung nach Richtung und Tempo, dadurch streng determiniert die Gruppen-Ideologie nach Wertung und Ueberzeugung, und dadurch schließlich ebenso streng determiniert ist Wertung, Ueberzeugung und Handlung des Individuums. Das Ganze ist eine Ableitung aus, oder vielleicht eine Bestätigung der Schopenhauerschen Lehre vom Primat des Willens über den Intellekt. Wenn der Lakai Verstand schon dort zu gehorchen hat, wo der individuelle »Wille« befiehlt, um wie viel mehr muß er gehorchen, d. h. rechtfertigen, wenn das immanente Gruppeninteresse, der »Gruppenwille« spricht, der ja in der Regel viel stärker ist, als der Individualwille, wie alle Natur- und Menschengeschichte lehrt.

Meine Herren! Wir stehen am Schlusse unserer kritischen Untersuchung. Sie hat ergeben, was erwartet werden durfte: die rassentheoretische Geschichtsphilosophie ist keine Wissenschaft, sondern Pseudowissenschaft, ist die typische legitimistische Gruppenideologie der herrschenden Oberklasse; sie hat keine sicheren Fundamente; und namentlich das »Gefühl der Rasse im eigenen Busen« enthüllt sich uns als Wirkung jenes sozialpsychologischen Hauptgesetzes, demzufolge der Einzelne als Gruppenbestandteil immer so wertet, denkt und handelt, wie es im inhärenten Gruppeninteresse erforderlich ist.

Es handelt sich um durchaus nichts Besseres als um eine wissenschaftliche Mimicry; es ist der uralte Nachbarhaß und die ebenso alte Klassenverachtung, die sich hier unter gestohlenem Mantel in die Halle der Wissenschaft einschmuggeln will. Immer hat sich die Herrschaft mit den gleichen Argumenten vor dem Richter in der eigenen Brust gerechtfertigt. Kaum war der fränkische Hofadel, ein Gemisch von Kelten, Romanen, Germanen und »Mestizen« des »Rassenchaos«, zu ausschlaggebender Macht in den Grafschaften und Herzogtümern gelangt, so empfand er sich schon als »besseren Blutes« als die vollfreien urgermanischen Bauerschaften seiner Bezirke; und er preßte sie als »unbotmäßige, freche, unbändige« Menschen, die nur mit Gewalt gehalten werden können, bona fide in die Hörigkeit herab. Derselbe Umwertungsvorgang verwandelte einige Jahrhunderte später den ehemals hörigen, ministerialischen Schwertadel in »Männer besseren Blutes«, die ersten städtischen Patrizier des-

gleichen; und heute haben wir genau denselben Vorgang vor Augen, der den jung emporkommenden Geld- und Industrieadel in typischer Weise psychisch feudalisiert und ihn die Arbeitermassen geradezu als Menschen von schlechterer Rasse, als Kulturdünger betrachten gelehrt hat. Es gibt keine rassenstolzeren Arier als getaufte Juden und ihre Abkömmlinge, namentlich wenn sie dem Adel angehören; und der schneidige Fabrikant in Björnsons »Ueber unsere Kraft« spricht das bekanntlich der Deputation gegenüber mit aller Brutalität aus. Er empfindet sich so sehr als den Angehörigen einer »individualisierten, moralisch und intellektuell gekennzeichneten Rasse«, daß ihm ebenso wie Chamberlain das Vorhandensein »anatomischer Charaktere, die zur Klassifikation verwertbar sind« (S. 495), eine Frage ganz untergeordneten Ranges ist. Ja, die Identität dieses Klassendünkels mit dem älteren Rassendünkel geht so weit, daß der genannte Fabrikant — ganz Gobineau — das Aufflackern gewaltsamer Rebellion gar nicht anders deuten kann, als daß durch außereheliche Kreuzung das bessere »Blut« des neuen Adels in einzelne Arbeiter hineingelangt ist.

Und dieser Mann ist nichts weniger, als eine bloße dichterische Konstruktion. Wir finden seine Auffassung in lebenden Zeitgenossen überall in gleicher Kraft. Eine ganze Anzahl von Nationalökonomen verfechten sie mit mehr oder minder Schärfe.

Die Lehre, die den Profit des Unternehmers als »Genielohn« rechtfertigen möchte, ist sehr weit verbreitet; ich nenne von deutschen Autoren nur Ehrenberg, Julius Wolf, Reinhold. Der mehrfach genannte Ammon hat diese Lehre sehr naiv auf Rassenunterschiede aufgebaut, und kein geringerer als Gustav Schmoller bildet sozusagen das Bindeglied zwischen ihm und jenen Volkswirten. Karl Bücher polemisiert in seiner »Entstehung der Volkswirtschaft« gegen ihn und Riehl und widerlegt seine Meinung, daß »alle höhere Gesellschaftsordnung auf fortgesetzter, durch die Arbeitsteilung hervorgerufener Differenzierung beruhe«, wirksam mit der Entartung des deutschen Handwerks, die sich vollzog, trotzdem »die Meisterstellen sich mit verschwindenden Ausnahmen vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert vom Vater auf den Sohn vererbten«. Er fährt fort: »Jene Vererbungstheorie trägt darum, ihrem Urheber gewiß ganz unbewußt, die unerfreulichen Gesichtszüge einer sozialen Philosophie der beati possidentes . . . Ich könnte

glauben, so schließt er, daß man den auffallenden Schlußsatz Schmollers unbedenklich umkehren und sagen kann: die Verschiedenheit des Besitzes und Einkommens ist nicht die Folge der Arbeitsteilung, sondern ihre Ursache.«

Wenn selbst Männer der Wissenschaft und sogar so hohen Ranges solchen klassenmäßigen Suggestionen ihren Tribut zahlen müssen, dann ist es kein Wunder, wenn die große Masse der beati possidentes darin geradezu schwelgt. Es ist so süß, im Genuß aller guten Dinge das gute Gewissen in dem Bewußtsein haben zu dürfen, daß man das alles nicht dem Zufall verdankt, sondern lediglich der eigenen guten Art; und nach all der Elendskunst und der Periode des großen sozialen Mitleids auf das Gehudel unter sich herabblicken zu dürfen mit dem Bewußtsein, daß den Fronenden nur ihr Recht geschieht, daß sie erhalten, was ihrer schlechten Art und Rasse zukommt.

Darin, daß sie die sozialen Gegensätze verschärft und verbittert, daß sie den Besitzenden das Rückgrat steift selbst gegen gerechte Forderungen der Masse, daß sie allen Widersinn unserer Ordnung rechtfertigt — darin liegt die ungeheure Gefahr dieser Theorie und das allein ist der Grund, warum sich ernste Wissenschaft mit ihr kritisch beschäftigen muß. An sich, als angeblich wissenschaftliche Leistung, ist sie ihres Schwertes unwürdig. Man tut der Klassenlehre kein Unrecht, wenn man sie grob und deutsch als eine Reihe von Varianten über das eine Thema bezeichnet: »Jedem Narren gefällt seine Kappe.« Man kann aus jedem dieser Bücher ohne weiteres die sichersten Schlüsse auf den Autor ziehen. So habe ich einmal öffentlich die Wette angeboten, daß Herr Chamberlein dunkelhaarig ist oder in seiner Jugend war, und man sagte mir, daß ich sie gewonnen hätte. Ich hatte ihn nie gesehen, aber er legt einen überaus verdächtigen Nachdruck auf die Feststellung, daß es auch dunkelhaarige echte Germanenfamilien gibt. Darf ich zum allerletzten Schlusse noch ein anderes heiteres Beispiel dafür geben, wie jeder einzelne dieser Autoren immer gerade sein besonderes Steckenpferd reitet, d. h. wie jeder mit der gleichen sogenannten Methode immer gerade das Gegenteil dessen herausbringt, was der andere herausbringen wollte und wirklich zu seiner unsagbaren Freude auch gefunden hat.

Gobineau war Graf und starrer Aristokrat, Woltmann war Bürgerlicher und stand dem Sozialismus recht nahe. Beiden

bedeutete die französische Revolution den Kampf zwischen den edlen Germanen und den unedlen Keltoromanen. Aber selbstverständlich erklärt Gobineau die Aristokraten, und Woltmann die Führer der siegreichen Revolution für die reinblütigen Germanen.

Chamberlain ist überzeugter Christ — und zwar protestantischer Christ —, wie er überzeugter Arier — und zwar Germane — ist. Für ihn kann daher Jesus unmöglich ein Sproß des religionslosen »allein abseits stehenden« Judenvolkes sein, sondern er ist rassenreiner Europäer aus der »vorwiegend blonden« amoritischen Nation. Wäre er Antisemit Dühringscher Observanz, erblickte er also gerade in dem Christentum das Nessushemd der arischen Kultur, so hätte er nicht die mindeste Schwierigkeit, Christus als rassenreinen Semiten anzusprechen, wie Dühring in der Tat getan hat. Es sei nebenbei bemerkt, daß nach einer Auskunft von sachverständigster ägyptologischer Seite gerade die Amoriter auf ägyptischen Bildwerken in krummen Nasen und spitzen Ziegenbärten einen ausgesprochen hebräischen Typus aufweisen sollen, während die Cheta (Hethiter) nichts davon beobachten lassen. Triebsand!

Chamberlain ist, wie gesagt, Protestant aus Herzensüberzeugung. Als solcher ist ihm die Katholisierung, die Veräußerlichung und der Imperialismus des entfalteten Christentums ein Greuel. Sie sind ihm eine Folge des Völkerchaos, aller Kampf dagegen von Arius bis auf Dante und Luther aber Ausfluß des Germanentums. Es ist aber ein katholischer Germanomane moderner Richtung denkbar (Gobineau war es und deutete daher manche Erscheinung gerade entgegengesetzt), der von demselben grundsätzlichen Standpunkt der Rassentheorie mit genau derselben scheinbaren Stringenz das gerade Gegenteil beweist, daß nämlich die Reformation das Werk ungermanischen Geistes ist, während der Katholizismus geradezu die fine fleur des Germanismus darstellt. Wenn es ihm nicht gelingen sollte, nachzuweisen, daß der heilige Augustinus, den Chamberlain nicht anders als einen »afrikanischen Mestizen« nennt, weil er ihn vor allem für die Umwandlung verantwortlich macht, daß also Augustin ein rassenreiner »homo europaeus« war, so wird er mit Leichtigkeit ein Dutzend anderer Patres und Bischöfe finden, die es sicher gewesen sind. Er wird Dante auf Grund seiner krummen Nase und vielleicht der großartigen Systematik

seines Gedichtes für einen unzweifelhaften Abkömmling der unbotmäßigen Semitenrasse erklären, Luther vielleicht für einen Vollslaven, und in Konrad von Marburg den eigentlich germanischen Glaubenskämpfer präkonisieren. Er wird vielleicht wahrscheinlich machen, daß Ignatius von Loyola, Chamberlains rassenreiner Antigermane, ein im Baskenland angesessener Hidalgo rein gothischer Abstammung, und Pedro de Arbuez ein Amalungen-Enkel war. Wenn er dieselbe »Methode« anwendet wie Chamberlain selbst, so gibt es positiv nichts, was nicht bewiesen werden kann.

Ich bin am Schlusse und möchte mit einer Verwahrung schließen. Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß es keine Unterschiede der Rassenbegabung gibt, und daß sie keinerlei historische Wirkung ausüben. Im Gegenteil: Rasse wird und wirkt und wirkt fort, vielleicht noch lange fort, nachdem die Bedingungen der Umwelt längst verschwunden sind, die sie erschufen. Das sehen wir deutlich. Aber ich wende mich mit aller Schärfe gegen die plumpe Art, mit dem einen Schlagwort alle Rätsel der Geschichte lösen zu wollen, statt dem wunderbar reizvollen Gegenspiel der Kräfte ehrfurchtsvoll nachzuspüren, die sie bewegen. Zu diesen Kräften gehört auch die Rassenanlage. Wie es möglich ist, sie in ihrer Bedeutung zu erfassen, ihre Mitwirkung zu messen, das ist ein Kapitel für sich.

---